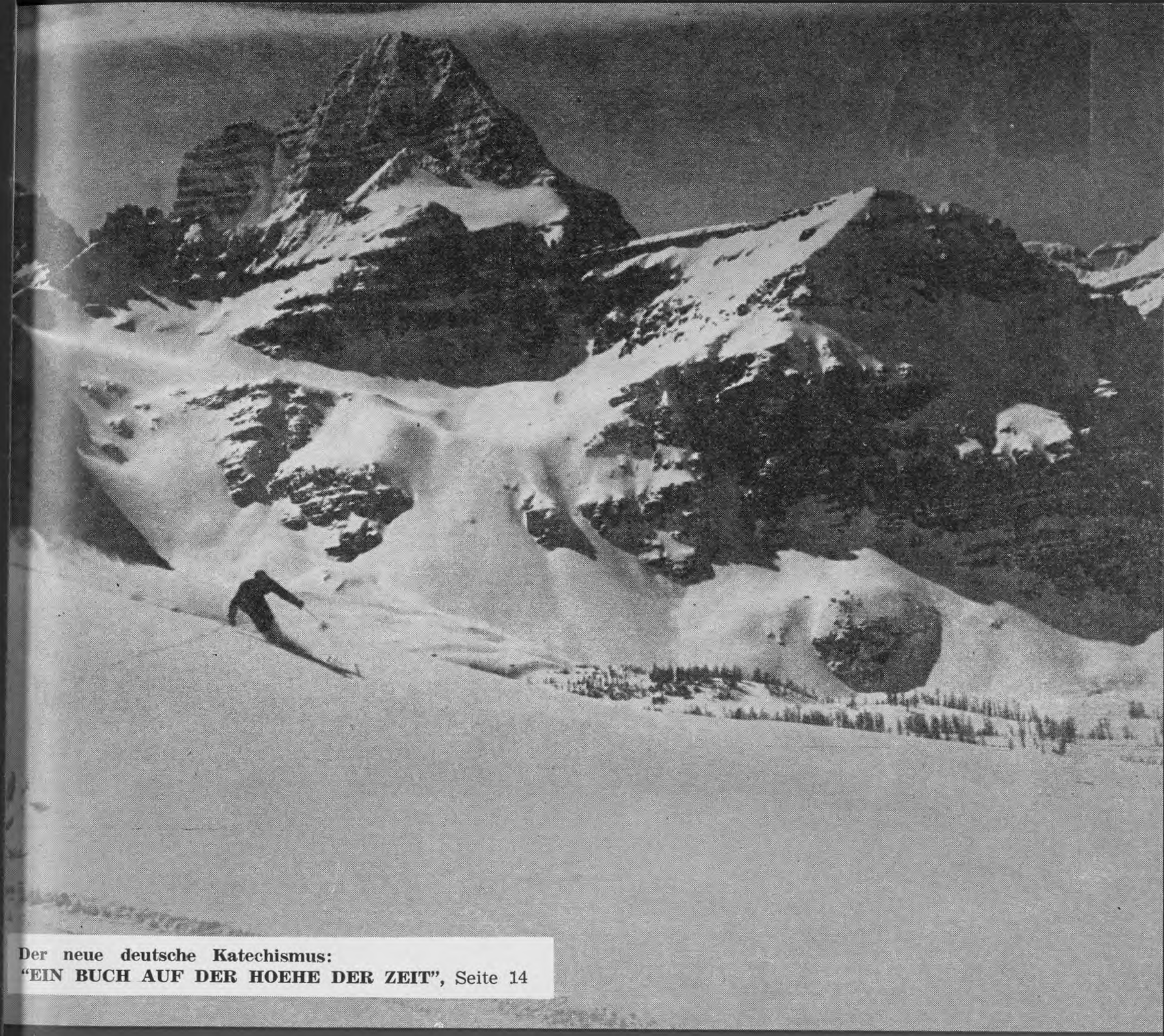


Der neue deutsche Katechismus:
"EIN BUCH AUF DER HOEHE DER ZEIT", Seite 14

DER MARIENBOTE

Dezember 1958

Um den Frieden

Wir wollen endlich Frieden haben,
die Rachsucht und den Hass begraben,
die wie ein Mühlstein schwer
am Herzen und am Hals uns hängen
und Tag und Tat zum Bösen drängen,
als ob kein Gott mehr wär.

Wir wollen endlich Frieden haben,
der uns auch von der Erde Gaben
gerechten Teil gewährt,
dass wir das Unheil überwinden,
mit dem die Not uns sucht zu binden,
das Gut und Blut verzehrt.

Wir wollen endlich Frieden haben,
der unsre Kinder, unsre Knaben
mit neuem Geist erfüllt,
der ihnen Freude gibt am Leben,
die Kraft der Tugend, hinzustreben
zum reinen Menschenbild.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' wir vor Gottes Angesicht
nicht auch das Schwerste schlichten.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' nicht die letzte Mauer bricht,
die wir aus Angst errichten,
solange es noch Menschen gibt,
die keiner lobt und keiner liebt,
die unsre Satzung fliehen.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' nicht der letzte niederbricht,
vor Gott im Staub zu knien.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' nicht im äussersten Verzicht
wir unsern Reichtum finden;
solange wir den letzten Feind,
so ungeheuer er auch scheint,
nicht liebend überwinden.

Georg Thurmair

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang | Dezember 1958, Battleford, Sask. | No. 3

Dies und Das

Was auch uns angeht

Wir sind nun wieder vom Zauber der Weihnachtsvorbereitungen erfaßt. Tausend Träume und Wünsche ziehen uns durchs Herz. Gemächlich wandeln wir durch die Straßen unserer Städte und durch die hellerleuchteten Hallen der Geschäfte, abschätzend auf den Reichtum schauend, der uns dort angeboten wird. Vieles, was wir da sehen, werden wir zu Weihnachten haben. In stiller Vorfreude sitzen wir abends in warmer Stube, umschmeichelt von Klängen der alten Lieder der Weihnacht. Nie werden wir ihrer satt. Wir sind froh und wir empfinden alle Freuden glücklicher Geborgenheit vor Wintersturm im trauten Heim im Kreise treuer Menschen.

Zur selben Zeit ziehen Not und Leid durch kalte Adventsnächte. Nicht, um dem Leser wieder einmal alle Freude zu verderben, sagen wir dieses. Doch: Für wen soll die katholische Feder wohl über die Not jener schreiben, die uns allernächste Brüder und Schwestern sind in Jesus Christus? Über das Leid vieler deutscher Menschen? Sollen wir die Herzen und Gewissen der Amerikaner, der Canadier, der Engländer und Franzosen aufrütteln und ihnen den Jammer der Flüchtlinge und Aussiedler in den Lagern der Bundesrepublik Deutschlands zeigen?

Wenn wir nicht zu Deutschen darüber sprechen dürfen, besonders zu deutschen katholischen Christen, dann hat es keinen Sinn, an die Gewissen anderer zu pochen. Das wäre heuchlerisch und unedel.

Eine dritte Flüchtlingswelle ergießt sich gegenwärtig über Westdeuschland. Die erste Flüchtlingswell von 1945–47, die Massenflucht der von Haß, Unmenschlichkeit und Tod Gehetzten, wird die Geschichte unseres Jahrhunderts nicht mehr unerwähnt lassen können. Sie wird eines der größten Schandmale unserer Tage bleiben.

Die zweite Flüchtlingswelle bestand aus Menschen, die im Westen Befreiung vom knechtenden Joch kommunistischer Diktatur suchten. Die gegenwärtige dritte Flüchtlingswelle besteht aus Flüchtlingen aus der Ostzone Deutschlands und aus "Aussiedlern" aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse Linie.

Die Aussiedler kommen nach dem Westen, weil ihnen die angestammte Heimat, der sie lange Jahre unter fremder Herrschaft treu zu bleiben suchten, nun nicht mehr ihre Heimat ist. Fremde Sprache, Sitten, Denkart und das Nationalempfinden einer fremden Kultur sucht sich ihnen aufzudrängen. Man kann diese Zustände nicht mehr ertragen, man fühlt sich im Osten auch nicht mehr sicher. Viele Deutsche in Polen z. B. wissen ganz genau, daß sie nicht viel Hoffnung auf Ruhe und Frieden haben. Polen bemüht sich, "aus politischen Gründen die deutschen Menschen über die eigentliche Familienzuführung hinaus nach dem Westen abzuschieben." Polen plant eine "Entvölkerung

des deutschen Ostens" (Regierungsdirektor Georg Nentwig, Bayern).

Die Statistiken des Bundesministeriums für Vertriebene zu Bonn zeigt folgende Zahlen von "Aussiedlern" aus dem Osten, die im Laufe der letzten Jahre nach Westdeutschland kamen: 1950–51: 68 232 Aussiedler; 1952: 4 048; 1953: 8 296; 1954: 10 390; 1955: 13 212; 1956: 25 302; 1957: 107 690; von Januar bis 30. April 1958: 46 700. Man rechnet bis zum Jahresende mit 150 000 Ostaussiedlern, die nach Westdeutschland ziehen.

Dazu kommen die Flüchtlinge aus der deutschen Ostzone, die vom 1. Januar bis zum 30. Juni d. J. 46 700 an Zahl waren.

Das sind Zahlen. Was mit diesen Zahlen bezeichnet wird, sind jedoch Menschen. Menschen mit denselben Rechten wie wir, von menschlichem Empfinden genau so durchlebt wie jeder andere Mensch. Sie leben im Leid, und sie fühlen es. Sie leben als Bettler, und sie empfinden die Scham. Sie möchten arbeiten und verdienen, um selbstständig zu werden, und sie können nicht. Sie wissen von der Religion des Christentums, und sie suchen nach christlicher Hilfe.

Im "Christ Unterwegs" (Juli/Aug. '58) lesen wir:

"Bei den Flüchtlingen im Regierungslager Rastatt. Eine Stimmung, die zwischen Auflehnung und Resignation schwankt. Hin und wieder eine Gottergebenheit, wie sie nur aus Heiligenlegenden bekannt ist. Die Männer und Frauen möchten raus, arbeiten, und nicht mehr wie Sardinen in der Büchse hausen, in einer Atmosphäre, die jeder Menschenwürde spottet.

"Doch: Sechs Monate sind tragbar, erklären die meisten. Aber viele warten länger, wenn man die Zeit zusammenrechnet, die sie im Landesdurchgangslager, Regierungsdurchgangslager, Kreislager und vielleicht im vierten Lager verbringen. Monate, Jahre, manche schon im zweiten Jahrzehnt! Die Lagerleiter, die zuständigen Beamten in den Ministerien kennen die Not. Aber Hilfe vermag nur von außen zu kommen, von größeren Mitteln aus den Steuergeldern und aus der Antwort der Herzen, die mit ihren Brüdern und Schwestern fühlen" (J. Scheu).

"Der Mensch (ist) zu einer Schachfigur in dem Spiel der Politik erniedrigt", sprach der edle Papst Pius XII. im Jahre 1945, und in seiner Ansprache an den Deutschen Katholikentag in Berlin 1952 fragte er die Weltöffentlichkeit: "Ist der Mensch wirklich nur ein Quäntchen Materie, die man umsetzen und vertauschen kann, wie und wo man will?"

Nur zu gern geben wir derartigen Worten unsern Beifall. Tragisch ist es, daß es gewöhnlich bei diesem Beifall bleibt. Mit der Weltöffentlichkeit wird eben immer "der andere" gemeint. Jene, die an den grünen Tischen der hohen Politik sitzen und ihre Schachfiguren ziehen. Diese sind gemeint — wir nicht!

"Ob nicht die Kunst der Politik unseres Gebetes bedarf?", frägt Msgr. Oskar Golombek im "Christ Unterwegs".

Eine ernste Frage, der wir während der Adventszeit doch einmal etwas Zeit zuwenden sollten. Ernst und angeregt können wir über Mond- und Raumfahrten diskutieren. Die Diskussion, wie es denn eigentlich um unsere Menschlichkeit und um unser Christentum stehe, ist nicht in Mode. Jedenfalls hören wir kaum unsere Deutschen hierzulande über das Elend unserer Brüder in den Lagern Westdeutschlands reden.

Fast möchte man sich fragen: Welches Elend ist wohl größer, das Elend jener in den Lagern oder das morale Elend dort, wo man sich seines leidenden Bruders kaum noch entsinnt?

"Ob nicht die spätere Geschichte unserem Zeitalter den Anspruch auf Kultur abspreche?" wird heute schon von vielen gefragt, die sich nicht so leicht täuschen lassen. Man kann sehr viel und schön in unseren Zeitungen hier im Ausland über unsere "deutsche, europäische Kultur und Bildung" sprechen und schreiben, sich deswegen immer noch über alles "Canadische" erheben. Fast jede Woche lesen wir solche Dinge. Wir lesen jedoch kaum etwas über das warme Interesse kultivierter Herzen am Leid unserer Brüder.

Wo der Mensch edel wird, da ist Kultur. Und edel macht nur eine Menschenkraft: Die Liebe. Und wir gehen noch weiter: Edel macht nur die von echter Gottesliebe durchseelte und von Gott durchgnadete Nächstenliebe.

Das klingt vielen Ohren selbstverständlich wie eine "Predigt", und somit in die Kirche gehörend, nicht in die Wirklichkeiten des Lebens. Wie kommt es aber nun, daß nur der gläubige, von Gottesliebe und Gnade redende Christ, die Wirklichkeiten sieht? Nicht die Wirklichkeiten der "höheren" Bildung, des Kunstverständnisses, der "Zugehörigkeit zum Volke der Denker und Dichter", wie wir es so oft und stolz betonen, sondern die Wirklichkeiten menschlicher Not unter uns?

Stille Adventsbesinnung tut uns not. Vielleicht wird sie so manchen unter uns dazu leiten, ein kleines Päckchen zu schnüren, um es vergessenen Menschen drüben in der Heimat zuzuschicken.

Es könnte auch sein, daß auch hier und da jemand still in die Kirche geht, um zu beten für unsere Brüder in Not. Eine Christentat, die jeder sich leisten kann, die jeder pflegen sollte.

Leiden zu tragen ist schwer. Leiden zu müssen als Vergessener ist noch viel schwerer.

Wollte uns jedes Läuten der Adventsglocken an das Wort erinnern, das Fleisch geworden unter uns, um uns allen Erlösung zu bringen. Eine Erlösung, die unter vielen anderen himmlischen Dingen uns auch die Kraft bringt und die Verpflichtung, Christi Erlösung weiter zu tragen, durch Taten der Liebe und durch ein Beten in Liebe für alle, die an schweren Kreuzen schleppen.

Allen unseren Lesern: Gottgesegnete Adventstage!

– Der Schriftleiter

Im Weinberg des Herrn

Aus dem "Päpstlichen Jahrbuch"

Die Hierarchie der Kirche zählt im Kardinalskollegium 53 Mitglieder.

Es gibt

10 residierende Patriarchen,
308 Erzbischöfe an der Spitze einer Provinz und 42 Titularerzbischöfe,
1 267 residierende Bischöfe und 882 Titularbischöfe,
84 freie Prälaturen und Abteien,
12 apostolische Administraturen,
19 Prälaturen des orientalischen Ritus,
213 apostolische Vikariate,
117 apostolische Präfekturen,
7 selbstständige Missionsbezirke,

Die Gesamtzahl der Katholiken in der ganzen Welt beträgt

464 200 000, davon
224 250 000 in Europa (49.3%)
127 000 000 in Zentral- und Südamerika (27.4%)
64 000 000 in Nordamerika (13.8%)
29 200 000 in Asien (3.7%)
2 300 000 in Ozeanien (0.5%).

Für die Gesamtzahl der Gläubigen sind 381 550 Priester tätig, davon 251 000 allein in Europa. In Zentral- und Südamerika kommt 1 Priester auf 4 810 Gläubige, während in Europa 1 Priester auf 888 Gläubige kommt. Die Verteilung der Priester ist sehr unterschiedlich nach Ländern und Erdteilen. So hat Island 1 Priester für je 65 Katholiken, Guatemala zählt dagegen nur 1 Priester für 18 400 Gläubige.

Es gibt in der katholischen Kirche rund

2 000 Diözesen,
200 000 Pfarreien,
65 000 Seminaristen, von denen jährlich 8000 zum Priester geweiht werden.

Von den 381 550 Priestern sind 275 000 Welt- und 106 550 Ordenspriester.

Die Gesamtzahl der männlichen Ordensangehörigen (Priester und Brüder) beträgt 270 000, die der Ordensfrauen 1 000 000.

Diese große Heerschar von Priestern, Ordensmännern und Ordensschwestern hat sich als Aufgabe gestellt:

1. das christliche Leben von 464 200 000 Katholiken zu sichern und an der Bekehrung der übrigen Menschheit zu arbeiten.
2. 20 000 000 Kindern in 160 000 Schulen zu unterrichten.
3. 14 000 000 Menschen in caritativen Anstalten (Krankenhäusern, Kliniken, Altersheimen usw.) Beistand zu leisten.

(Nach La Croix du Dimanche, Paris)

Advent in christlich-katholischer Schau

"Dir, Herr, hebe ich mein Leben entgegen" (Ps. 24:1). Alt sind diese Psalmworte der Hl. Schrift. David hatte sie gebetet, und David starb vor 2930 Jahren. Wenn am ersten Adventssonntag im Meßopfer das Kommen des Herrn gefeiert wird, eröffnen wir unser feierliches Adventsbeten gerade mit diesen Worten des 24. Psalmes: "Dir, Herr, hebe ich mein Leben entgegen!"

Advent heißt Ankunft. Wir meinen damit ein dreifaches Kommen des Herrn Jesus Christus: Das heilige Erscheinen des Gottessohnes in der Niedrigkeit des Fleisches; die tägliche Ankunft des Herrn in der Demut des eucharistischen Brotes; die erwartete Ankunft des Herrn am Ende der Zeiten in Seiner Herrlichkeit, um Sein letztes Wort zu sprechen über alles Erschaffene.

Sein Kommen ist unser Heil. Sein erstes Kommen in heiliger Weihnacht war der Beginn unserer Rettung. Er kam im Menschenleib, den Er sterbend für uns hingegeben. Sein zweites Kommen, Sein tägliches Kommen in der hochheiligen Eucharistie, bietet uns das Leben an, das Er durch Sein Kreuzessterben für uns gewonnen hat. Und Sein drittes und letztes Kommen wird sein, um aufzunehmen alle, die Ihn hier auf Erden aufgenommen haben, um ihnen die Macht zu geben, Kinder Gottes zu bleiben für alle Ewigkeit (Joh. 1:12). Die Ihn aber nicht kennen wollen, werden versinken für immer in den Tiefen der ewigen Finsternis, wenn sie hören das mächtige Wort des Menschensohnes: "Weichet von Mir!" (Matth. 7:23).

Als Er im Fleische unter uns war, hatte Er uns zu Sich gerufen: "Kommet zu Mir!" (Matth. 11:28). Und Er ruft uns jeden Tag, damit wir kommen und mittun das Gotteswerk der Erlösung in uns. Täglich kommt Er. Jetzt aber werden wir ermahnt, endlich "vom Schlafe aufzustehn" (Röm. 13:11; Epistel des 1. Adventssonntags), um Ihm entgegen zu gehn.

Wenn jemand kommt, schauen wir ihm entgegen. Wenn Gott kommt, haben wir unser Leben Ihm entgegenzuheben. Wir haben es herauszuheben aus den "Werken der Finsternis", empor in das "Licht" des Lebens unseres Herrn Jesus Christus (Röm. 13:12; Epistel des 1. Adventssonntags).

Der verweltlichte Advent

Die Welt, die alles umzudeuten versteht, hat es nun auch schon soweit gebracht, uns so etwas wie "moderne Adventszeit" zu geben. Die Dezembertage sind zur Weihnachtserwartung geworden. Zur Vorbereitung auf ein Fest, an dem vieles, wenn möglich alles "da sein" muß. Und was "da zu sein" hat, was wir brauchen, um einmal gut feiern zu können, wird uns mit Singen und Klingen und tannenzweiggeschmückten Anpreisungen der verschiedensten Lekkerbissen, Kleidungssachen und Luxuswaren sehr genau erklärt. So schön wird alles gemacht, daß die Adventszeit uns nun wirklich zur spannendsten Erwartung geworden ist. Zur Erwartung der Ankunft von Geschenken und froher Tage bei Mahl und Trank.

Auf das Kommen des Herrn harret da niemand mehr. Wohl denken wir noch an Seine erste Ankunft, an Seine Geburt im Stall zu Bethlehem. Alles, was mit der hl. Weihnacht zusammenhängt, haben wir noch nicht vergessen. Christi zweites, tägliches Kommen in den Geheimnissen der Eucharistie ist nicht mehr ganz wichtig. Die tägliche Kommunion mit Ihm paßt eben nicht so richtig hinein in unsere Art und Weise zu leben, zu urteilen, und über die Welt und Weltenraum und Himmel zu denken. Christi letztes Kommen am Jüngsten Tage aber ist uns schon lange kein Ereignis mehr, das aufregt und das irgendwie vorbereitet werden müßte. Wir haben anderes zu tun, und unsere Freuden sind in dieser Welt.

Wie es vorausgesagt!

Die Propheten alter Tage hatten Christi Erscheinen in heiliger Nacht vorausgesagt. Und wie sie es gesungen, so ist es geschehen: "Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt!" (Joh. 1:14).

Das Buch der Bücher aber, Gottes Heilige Schrift, hat auch uns etwas vorausgesagt. Und wie es die Schrift prophezeit, so wird es langsam unter uns:

"Das aber wisse, daß in den letzten Tagen schwere Zeiten hereinbrechen werden. Die Menschen werden voll Selbstsucht sein, geldgierig, prahlerisch, hochmütig, schmähsüchtig, den Eltern ungehorsam, undankbar, gottlos, lieblos, unversöhnlich, verleumderisch, ausschweifend, grausam, zuchtlos, verräterisch, frech, aufgeblasen. Sie werden mehr Freude am Vergnügen haben als an Gott. Sie geben sich den Schein der Frömmigkeit, doch lassen sie deren Kraft vermissen." (2. Tim. 3:1-5).

Sittenverdorbenheit und Irrlehre

Von der Verdorbenheit der Sitten ist es nur noch ein ganz kleiner Schritt bis zur Erkrankung, bis zur Schwindsucht des Glaubens, und von dort zum Glaubensabfall und zum Unglauben. Wo man seine persönliche Moral nicht mehr dem Gesetze Gottes anpaßt — und zum Moralgesetz gehört auch der Gottesdienst — da sucht man nach kräftigen Worten, die "beweisen" sollen, daß wir "richtig" handeln, in allem. Auch in unseren religiösen Ansichten über das Leben. "Richtig" will nämlich jeder sein. Auch der moralisch und weltanschaulich jämmerlichste Mensch. Drum hört man all zu

ADVENTSZEIT

Die Adventszeit ist eine rein religöse Angelegenheit. Wir dürfen uns diese heiligen Vorweihnachtswochen nicht von der Welt umflicken lassen. Nicht die Welt, Gott sagt uns, was Advent ist. Es ist an der Zeit, dass wir etwas nachdenklicher werden. Wir dürfen das Religiöse nicht erstarren lassen. Es ist Leben. Gott hat sich da in unser Leben mithineinbezogen, und zwar so, dass unsere Ewigkeit im Spiele steht.

gern und mit sehr viel Freuden jenen zu, die uns von den "Schlechtigkeiten" der Kirche und vom Unsinn des katholischen Glaubens" reden.

Die einen spotten und werden immer kälter. Andere lassen sich eifrigst von nichtkatholischen Menschen, von Kirchenhassern, über unser katholisches Glauben "aufklären". Wo man sich nie im Leben die Mühe gegeben, nachzulesen und darüber nachzusinnen, was die katholische Kirche lehrt, hört man mit gespannten Sinnen den "Bibelerklärungen" jener zu, die da immer "protestieren" gegen alles, was katholisch ist. Nicht nur gegen der Kirche Lehre, sondern auch gegen die Ehegesetze, gegen die Ehemoral, gegen das Tugendgebot des Christentums, wie Christus es uns gelehrt. Es lebt sich leichter ohne diese sittenstrengen Gebote. Und wenn Erlösung ohne Werke zu haben ist, dann ist der Papst wirklich vom Teufel, der uns da immer wieder ermahnt, besser und ehrlicher und gewissenhafter zu werden in unseren Werken.

Auch vom Glaubensabfall spricht die Hl. Schrift:

"Der Geist sagt mit aller Bestimmtheit, daß in künftigen Zeiten manche vom Glauben abfallen und Irrgeistern und Lehren von Dämonen sich hingeben werden. Menschen, die mit heuchlerischem Sinne Lügen reden und die an ihrem eigenen Gewissen gebrandmarkt sind. . . . Altweiberfabeln und Albernheiten weise ab. Übe dich vielmehr in der Frömmigkeit!" (1. Tim. 4:1-3,7).

Das Zeichen wahren Christentums

Derselbe Apostel Paulus, der auf Gottes Eingebung diese Bibelworte an uns geschrieben — damit wir sie lesen und bedenken! — hat auch noch etwas anderes gesagt. Er schrieb ungefähr 23 Jahre nach Christi Himmelfahrt, zur Zeit, da die Apostel und die jungen Christengemeinden das einzig wahre Christentum lebten:

"Folgt meinem Beispiel, wie ich dem Beispiel Christi folge. . . Ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe: In jener Nacht, da Er verraten ward, nahm der Herr Jesus Brot, dankte, brach es und sprach: Das ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird; dies tut zu Meinem Andenken. Desgleichen nahm Er nach dem Mahl auch den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der Neue Bund in Meinem Blute; tut dies. so oft ihr ihn trinket, zu Meinem Andenken. So oft ihr dieses Brot esset und aus diesem Kelche trinket, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis Er wiederkommt. Wer deshalb unwürdig das Brot ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, vergeht sich am Leibe und Blute des Herrn. So prüfe man sich also selbst und esse dann vom Brot und trinke aus dem Kelche" (1. Cor. 11: 23-29).

Wir haben ein Brot, das wir brechen, opfern und essen, und einen Kelch, den wir segnen. Und von diesem Brot und Kelch steht geschrieben: "Ist denn der Kelch der Segnung, den wir segnen, nicht Gemeinschaft mit dem Blute Christi? Und ist das Brot, das wir brechen, nicht Gemeinschaft mit dem Leibe Christi? Beurteilt selbst, was ich sage" (1. Cor. 10:16,15).

Wo dieses Brot und dieser Kelch geblieben sind, und mit dem Brot und dem Kelch das tägliche Kommen des Herrn zur Erneuerung Seines Kreuzesopfers und zur Opferspeise den Menschen, da ist das Christentum in seiner apostolischen Reinheit. Begründet nicht von Menschen, sondern "empfangen vom Herrn" (1. Cor. 11:23). Wo Brot und Kelch nicht mehr sind und nicht geopfert werden, da ist Irrlehre und die Predigt der "Irrgeister" (1. Tim. 4:1).

Nicht: "Ich bin erlöst", sondern: Herr, hilf!"

Kein katholischer Christ behauptet, sein Teilnehmen am Brotbrechen (hl. Meßopfer) und sein Essen vom Brote (hl. Kommunion) sei Zeugnis und Zeichen seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit. Nie gebrauchen wir den Ausdruck: "Ich bin erlöst, gerettet, Gottes Freude". Erlöst und gerettet, weil ich das Werk des Glaubens an Christi Erlösung erfülle. Denn so steht geschrieben: "Durch Gnade seid ihr kraft des Glaubens gerettet, und zwar nicht durch euer eigenes Verdienst: Gottes Gabe ist es!" (Ephes. 2:8).

Der Glaube bringt den Menschen an Gott heran, und vor Gott betet er im Sinn des Psalmes 24:4 "Zeige mir Deine Wege, Herr, und lehre mich Deine Pfade gehen."

Das "Gehen Deine Pfade" ist es, was wir Katholiken als "notwendiges Glaubenswerk" bezeichnen. Und zwar ganz nach der Schrift, in der es heißt: "Wenn (der Glaube) keine Werke hat, ist er für sich allein tot." Erst durch die Werke kommt dem "Glauben die Vollendung" (Jakobus 2:17,22).

Christus allein tut alles. Unsere Erlösung ist ganz Sein Werk. Unser Werk jedoch ist das Aufräumen, das "Ablegen der Werke der Finsternis" und das "Anziehen des Herrn Jesus Christus" (Röm. 13:



12,14). Das Anziehen der Tugenden, die Christus uns auf Erden vorgelebt.

Die Werke des Glaubens

"Der Herr gibt den Segen, und unser Land gibt seine Frucht" (Ps. 84:13). So betet die Kirche am ersten Adventssonntag nach der hl. Kommunion. Der Herr segnet unser Tun, Er segnet unser Wirken gegen die Sünde, die in uns ist. Und Sein Segen fällt auf das Land unserer Seele, die wir zu säubern suchen und zu bebauen mit Christi Tugend.

Dieses Werk, das unser ist und bei dem Gott uns hilft, Gott, der alles wirkt, das Wollen und das Vollbringen (Phil. 2:13), dieses unser Werk ist die Vorbereitung, ist unsere Empfangsbereitschaft, auf die Gott wartet.

Was wir dadurch empfangen: Gottes Begnadigung — das allein wirkt alle Wunder der Erlösung. Gott allein kann heiligen. Der Mensch kann es nicht. Er kann sich nur empfangsbereit machen, sich anbieten der Heiligung: "Dir, Herr, hebe ich meine Seele entgegen!" (Ps. 24:1).

Katholische Adventszeit

So denken wir Christen der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche von den Tagen des Advents. Wir halten uns am Worte des Herrn. Wir haben das Brot, das wir brechen, und den Kelch, den wir segnen. Es kommt der Herr täglich in heiligstem Advent zu uns, und wir empfangen Ihn zur "Gemeinschaft mit dem Leibe und Blute Christi" (1. Cor. 10:16). Zur Gemeinschaft mit Seinem Sterben und Seinem Auferstehn.

Wo der Mensch Anteil sucht am Sterben des Herrn, wo er sich vom Munde nimmt, um Hungernde zu speisen; wo er sich von seinem guten Namen nimmt, um klein und demütig zu werden, klein gerade dann, wenn es wehtut, die Sünden der Lieblosigkeit, der Ehrenhascherei, der Herrschsucht und Rechthaberei, des Stolzes, des Fleisches und der Habsucht nicht zu begehen, um fromm und liebend vom Brot zu essen, da kommt Er, der Herr. Und er bleibt. Und der Mensch wird erfassen den heiligen Sinn des letzten Kommens Christi. Er wird diesem Kommen entgegenschauen, mit bereitem Herzen.

Denn nicht der Mensch ist das Größte und Wichtigste und Letzte: Gott ist das alles, und Ewigkeiten mehr. Drum ist Sein letztes Kommen am Jüngsten Tage uns heilig und wichtig. Dann soll nämlich geschehen in aller Fülle, was dem Herrn immer sein sollte, von aller Welt und aller Zeitepochen: "Geheiligt sei Dein Name!"

So ist denn Advent weit mehr als nur Vorbereitung auf die diesjährige Weihnacht. Betend besinnlich sollen uns seine Tage machen. Bis auch wir erfaßt werden und glaubend und hoffend und liebend rufen:

"Komm, Herr Jesus!" (Offb. 22:20)

– Der Schriftleiter

—o●o—

„Der katholische Mann nimmt in der Kirche den Hut, aber nicht den Kopf ab."
Der Kern des Christentums ist treue Pflichterfüllung in unserem Berufe und selbstlose Aufopferung für andere.

"Unsere Liebe Frau vom Heiligsten Herzen, Hoffnung der Hoffnungslosen, bitte für uns!" So betete der junge Priester Juels Chevalier, Kaplan von Issoudun in Frankreich und Gründer der Missionare vom Heiligsten Herzen. Ein päpstliches Breve vom Jahre 1864 hatte ihm gestattet, in seiner Priestergenossenschaft das Fest "Unsere Liebe Frau vom Heiligsten Herzen" zu feiern. Am 31. Mai 1865 wurde das neue Marienfest zum erstenmal begangen. Als symbolischer Tag wurde dieses Datum gewählt: Durch Maria, verehrt im Mai, zur Liebe des Herzens Jesu. Zum Herzen des fleischgewordenen Gottes, dem der Monat Juni geweiht ist.

Wie beliebt die neueingeführte Marienandacht unter dem Volke wurde, beweist die Tatsache, daß die um jene Zeit gegründete Bruderschaft U. L. Frau vom Heiligsten Herzen (1879 zur Erzbruderthaft erhoben) bald Millionen von Anhängern hatte. Papst Leo XIII. führte das Fest selbst am 12. November 1881 in das Kalendarium der kirchlichen Marienfeiern ein.

Zum Advent

Unsere Liebe Frau vom Heiligsten Herzen

vom Schriftleiter

Eine der tiefsten religiösen Wahrheiten liegt diesem Marienanruf zugrunde. Die Frau vom Heiligsten Herzen. Das lenkt unser Sinnen hin auf Dinge, die in Worte nicht auszusprechen sind: Auf die Liebe zwischen Gott und Seinem herrlichsten Menschengeschöpf: Maria. Auf die Liebe auch zwischen Gott und uns Erschaffenen.

Aller Sprachen Dichter bezeichnen das Herz als Sitz der Liebe. Das Herz Jesu unseres Erlösers nennen wir "Glutofen der Liebe", Urgrund und Quelle alles dessen, was der Gottmensch für uns getan und immer noch tut. Was Er Sein Erdenleben lang bis zum Tode am Kreuz für uns geopfert, und heute und unser ganzes Erdenleben lang an uns geschehen läßt. Und das ist viel! Kein Mensch wird es je erschätzen können. Erst wenn die Stunde kommt, in der wir sehen werden von Angesicht zu Angesicht, werden wir erkennen die Höhen und die Tiefen, die Weiten und die Herrlichkeiten der Dinge, die Gott uns durch die Erlösung bereitet, und durch Seiner Liebe Gnaden hier schon auf Erden in uns tut. Dann erst werden wir etwas davon erfassen, was das ist, die Liebe des göttlichen Herzens zu uns Menschen.

Gottes Ratschluß war es, uns Erlösung werden zu lassen. Im Ratschluß Seines Wollens war auch beschlossen, den Erlöser aus der Dreieinen Gottheit zu uns Menschen kommen zu lassen, und eine der Menschentöchter Ihm zur Mutter zu machen. Und als der Zeiten Erfüllung kam, trat die zweite Person der allheiligen Dreifaltigkeit aus dem unzugänglichen Licht Seiner Herrlichkeit heraus und ging in Maria ins Fleisch der Menschen über.



Gott wurde Mariens Sohn im Fleische, und Maria wurde Seiner Menschheit Mutter. Und die Fluten der Liebe des göttlichen Herzens begannen sich über alle Menschheit zu ergießen. Die Fluten einer Liebe, deren Geheimnisse kein Erschaffener ergründen kann.

Lange schon vor Christi Kommen sprach Gott durch der Propheten Mund von dieser Liebe. Es wußten die Propheten, und sie kündeten es dem Volke, daß etwas ganz Großes durch den Erlöser geschehen werde. Nicht nur zur Vergebung der Sünden war der Erlöser versprochen. Es sprach Gott, daß Er in den Tagen unseres Heiles vergessen werde, wie sehr wir "von Natur Kinder des Zornes" sind (Ephes. 2:3). Fortgewischt sein wird der Zorn des Herrn ob unserer ewigen Verschuldung. Liebe wird kommen. Ja, einen Brautbund, eine Vermählung der Liebe mit Seinem Volke werde Gott eingehen:

"Ich verlobe Mich mit dir auf ewig; verlobe Mich mit dir rechtskräftig und gesetzlich in Zärtlichkeit und Liebe" (Oseas 2:21). "Dem Jüngling gleich, der eine Jungfrau freit, so freit um dich, Der dich aufbaut; und wie ein Bräutigam sich seiner Braut erfreut, so freut sich deiner auch dein Gott" (Is. 62:5).

Gott hat sich selbst ein Gesetz gemacht, und Er hält es: Wie ein Ehebund der Liebe werde der Bund sein, den Er zur Beit der Erlösung mit Seinem Volke eingehen werde. Sein Bund mit der Christengemeinde, mit der Kirche, wie es uns die Hl. Schrift sagt (2. Cor. 11:2; Offb. 21:2).

Und dann kam die "Hochzeit des Lammes" (Offb. 19:7). Sie fand statt im Schoße Mariens zur Stunde der Fleischwerdung. In nie mehr endender Liebe verband sich die Gottheit Jesu Christi mit der Menschennatur, die Er aus Maria annahm. Mit derselben Menschennatur, die Sein war, als Er am Kreuze für uns litt, als Er dem Grabe der Toten erstand und auffuhr in den Himmel. Als reiner Gott war Er zu uns gekommen und in Maria eingegangen. Als Gott-Mensch ist Er zum Vater zurückgekehrt. Ewig wird bleiben Sein Bund der Vermählung mit Seiner Menschheit.

Gottes Sohn ist einer von uns geworden. Doch nicht einer unter vielen Menschen: Das neue Haupt, die neue Spitze nennt Ihn die Hl. Schrift. Das neue Haupt der Menschheit, wie einst Adam das erste Haupt und die erste Spitze unseres Geschlechtes war. Wie der Erlöser uns alle stellvertretend am Kreuze hing, wie Er im Namen aller den Menschenwillen dem Willen Gottes unterwarf, so waren wir alle in der Fleischwerdung schon von Ihm erfaßt. Den Brautbund der Liebe, den Er einging mit Seiner Menschennatur, ging Er mit uns allen ein: Mit der Kirche und mit jeder Seele, die in der Kirche glaubt und hofft und liebt in der Kraft heiligmachender Gnade.

"Brautbote" nennt St. Petrus Chrysologus (gest. um 450) den Engel der Verkündigung, der zu Maria gesandt worden war, um von der "Gottesbraut das Jawort zur Verlobung" einzuholen. Die Gottesbraut aber ist die Kirche, bekennt St. Chrysologus in Übereinstimmung mit allen Gottesdenkern der ersten christlichen Jahrhunderte.

"Die Erde, diese Mutter der Menschenleiber, wurde verflucht. Aber um des Leibes willen, der die Kirche selber ist, wurde die Erde dieses Leibes von Anfang an gesegnet. Denn die Erde dieses Leibes ist der Leib Mariens" St. Ephrem d. Syrer; gest. 373).

Nicht nur der Leib Mariens, Maria das Gotteskind, die auserkorene jungfräuliche Mutter des fleischgewordenen Gottes, wurde hochgesegnet. So hochgesegnet, daß sie in ihrer gnadengeschenkten Sündenlosigkeit und Heiligkeit zum strahlenden Glanzbild der Kirche wurde, die Christus sich bereiten kam "ohne Flecken und Runzeln, heilig und makellos" (Ephes. 5:27).

Sie war die Eine, die für die sündenkranke Menschheit den erlösenden Gott in ihrem Schoße empfing. Und in ihr kam durch Jesus Christus die Braut Gottes, die Kirche, zum ersten Erwachen.

Drum hat Gott, wie die Kirche betet, den "Leib und die Seele der glorreichen Jungfrau und Mutter durch Mitwirkung des Heiligen Geistes zur würdigen Wohnstätte Seines Sohnes bereitet." Er hat sie begnadet wie keinen anderen Menschen, so daß sie zum ersten Gott-gesunden Menschen wurde und zum reinsten Urbild und Typus der Christusbraut Kirche.

Die ihr allein geschenkten Gnaden der Unbefleckten Empfängnis, der unberührten Jungfräulichkeit und der Unversehrtheit von jeder persönlichen Abwendung von Gott zielen alle auf Eins nur hin: Auf ungeteilte, immerwährende Liebeshingabe an Gott in ewiger Vermählung mit Ihm.

Und diese Hingabe Mariens an den Gott ihrer Liebe, durchglüht von Gnaden, hat Maria zur Braut des Herrn gemacht, zur Braut Jesu Christi. Nicht nur ihren Leib gab sie hin der Menschwerdung, auch ihr Herz gehörte dem, der in ihr Mensch geworden war.

Maria die strahlendste, die höchst begnadete, die an Liebe reinste und reichste Braut Christi. Das meinen wir, wenn wir sie als "Unsere Liebe Frau des Heiligsten Herzens" grüßen. Und wenn Jules Chevalier sie als "Hoffnung der Hoffnungslosen anruft, so will er nur sagen, was von altersher immer schon im Christentum gepredigt wurde:

"Sei gegrüßt, Maria, die du Unwegsames beschreitest, in Unzugängliches eindringst, die du als Braut zugelassen bist in die innersten Gemächer des Bräutigams" (Johannes Geomatra; 858).

Mit jeder Bitte läßt Christus der Bräutigam die Braut Maria an Sein Herz heran. Frau Seines Heiligsten Herzens ist sie, und auch Frau der Milde dieses Herzens. Sie bittet für uns, und wird erhört.

Sie wird erhört besonders dann, wenn sie für jene bittet, die in Maria nur das sehen, was sie uns nach Gottes heiligem Wollen sein soll: Urbild nämlich, dem wir absehen sollen, wie der Mensch seinem Gotte gegenüber stehen soll. Mit dem Halten der zehn Gebote allein ist es da nicht getan. Wie Maria, so muß auch der nach Erlösung suchende Mensch Ja sagen dazu, daß Christus in die Menschheit komme, daß Christus auch in mein Menschsein komme, um zu durchgnaden und zu durchgöttlichen.

Und wie Maria ganz Hingabe an Gott ist, so muß auch der Einzelchrist lieben seinen Gott "aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus ganzem Gemüte" (Matth. 22:37). Gott hat sich unserer vermählt, Er hat sich ihr hingegeben und gibt sich ihr hin mit jeder Gnadengabe, und Sein Gebot steht, daß auch die Braut, die Seele, Ihn ebenso liebe.

Die Frau vom Heiligsten Herzen. Nicht zu fassen sind die Tiefen der Liebe zwischen Gott und Seinem Geschöpf, die sich uns zeigen in der Brautliebe zwischen den zwei Herzen, dem Herzen Jesu und dem Herzen Mariens. Wegweiser ist die Liebe. Wegweiser zum rechten Tun des Menschen für Gott.

Anbetend die heilige Menschwerdung Christi in Maria beugen wir das Knie, wenn wir, den Engel des Herrn betend, zu den Worten kommen: "Und das Wort ist Fleisch geworden."

Daß das Wort Fleisch und Leben und Liebe und alles in uns werde, das erbitte uns Maria, Unsere Liebe Frau vom Heiligsten Herzen. –

Agnes geht durch den Advent

von Martha Schlinkert



Agnes Wegener sah auf das Tachometer. Sie war beunruhigt, weil Andreas wieder rücksichtslos fuhr wie so oft, wenn es ihm unerwünscht war, seine Frau neben sich zu wissen. Warum nur mußten sie nebeneinanderher leben wie Mennschen, die sich gleichgültig sind? Nichts wußte sie von seinen Gedanken, obwohl sie neben ihm saß. Sie hatte ein paarmal versucht, ein Gespräch zu beginnen, aber er antwortete nicht.

Am Morgen hatte der kleine Werner nicht beten wollen, mit dem Hinweis auf den Vater, der bei Tisch zu essen begann, ohne zu warten, bis seine Frau mit den Kindern gebetet hatte. In diesem Augenblick stand das Bild wieder vor ihr. Als sie mit Andreas in die Ehe gegangen und voller Zuversicht, daß er zur Kirche zurückfinden werde. Sie betrachtete es als ihre Aufgabe von Gott, ihn zu führen. Kläglich war sie gescheitert. Zuerst unmerklich, dann aber immer deutlicher nahm Andreas von allen Dingen Abstand, die vorher darauf hatten schließen lassen, eines Tages werde er wieder ganz dazugehören. Eine Mauer türmte sich zwischen ihnen auf, die Agnes mit ihrem liebenden Herzen nicht einzureißen vermochte. —

"Das Gelübde", dachte Agnes beunruhigt, "das Gelübde werde ich nie einlösen." Sie sah wieder deutlich jene Bombennacht vor sich, da sie mit Andreas nicht mehr den Bunker hatte erreichen können. Im Keller saßen sie dicht aneinander geschmiegt, während die Bomben fielen. Ihre Lippen hatten sich immerzu im Gebet bewegt. "Ich werde ihn zu Dir zurückführen, mein Gott, wenn Du uns aus diesem Chaos rettest!" Wie ein Aufschrei hatte sich das Gelöbnis aus ihrem Herzen gerungen, während das Haus über ihnen zusammenstürzte. In den vielen Stunden, bis sie befreit wurden, hatte sie immer wieder gestammelt, den Kopf an Andreas Brust geborgen, der ihr später so viel Schmerzen bereitete.

Das Leben lief weiter, über dem Chaos blühte es wieder auf. Agnes hatte mit ihrem Mann von ihrem Gelübde gesprochen. "Das wirst du nie erfüllen können", hatte er verärgert gesagt.

"Im übrigen will ich meine Ruhe haben, laß dir das gesagt sein. Ich verbiete dir nicht, deinen religiösen Gefühlen zu leben und verlange die gleiche Freiheit für mich." Von diesem Tage an war die Mauer gewachsen. Die Geburt der Kinder riß sie vorübergehend ein, aber dann kam die Kälte des Alltags wieder, und sie entfernten sich immer mehr voneinander. Andreas spürte nicht einmal, wie Agnes litt, da sie allen Schmerz in sich verschloß. Nach außen war sie fröhlich mit den Kindern, obwohl sie innerlich fror.

Aus tiefen Gedanken aufschrekkend warf Agnes wieder einen Blick auf das Tachometer, der Zeiger stand auf 100. Der Wagen schoß auf der kurvenreichen Landstraße dahin. Einmal sahen sie rechts am Wege ein etwa dreizehnjähriges Mädchen liegen, das Gesicht nach unten und die Arme weit ausgebreitet. Ein Fahrrad lag daneben. "Wir müssen nachsehen, was ist", sagte Agnes mit bebenden Lippen. Aber Andreas fuhr weiter. "Halten!" schrie sie fassungslos.

"Bist du toll?" antwortete er. "Meinst du, ich wollte in einen Prozeß verwickelt werden? Wie will ich nachweisen, daß nicht ich das Kind angefahren habe?"

Sie fuhren in die Stadt ein. Geich am Eingang lag eine Klinik. Andreas bremste und ging zur Pforte. Agnes war so unruhig, daß sie ihm folgte. Er bat die Pfortenschwester, die Unfallstelle zu verständigen, kurz vor der Stadt sei ein Unglück geschehen.

Als sie wieder im Wagen saßen, fuhr Andreas langsamer. Agnes atmete auf, doch behielt der Tag für sie etwas Bedrückendes. In der Nacht schreckte sie aus dem Schlaf hoch. Sie hatte geträumt, das verunglückte Mädchen sei ihre Tochter Luzia und Andreas ließ sie nicht zu ihr. Sie konnte vor Herzklopfen nicht einschlafen und beschloß, am nächsten Morgen, wenn Andreas zum Geschäft gefahren war, nach A. zu fahren zu einer Wallfahrt. Sie spürte, daß sie die Unruhe des Herzens nicht länger ertragen konnte, und sie wollte dort mit einem Priester reden. Am Morgen kniete Agnes unter vielen hilfesuchenden Menschen in der Gnadenkapelle. Sie hatte beide Hände vors Gesicht geschlagen und flehte die Gnadenmutter an, ihr zu helfen, das Gelübde einzulösen. Pater Anselm empfing die junge Frau. Wie ein versiegelter Quell hatte das Leid in ihrem Herzen geruht, nun sprudelte es hervor. Ruhig hörte Pater Anselm zu. "Geduld, liebe Frau", sagte er, "und Ihr Gebet, das ist alles, was Gott von Ihnen fordert. Seine Gnade wirkt, wann er will. "Und das Gelübde?" fragte Agnes, unbefriedigt von der Antwort, "wie soll ich es erfüllen?"

"Sie sind immer auf dem Wege dazu, vielleicht aber auch dürfen Sie die Erfüllung nicht einmal erleben. Ihr ständiges Mühen wird Früchte tragen, dessen dürfen Sie jedoch gewiß sein." Nach der Un-

terredung ging Agnes noch einmal zurück zum Gnadenaltar und legte ihr heißes Herz der Gnadenmutter zu Füßen.

"Andreas ist schon zurück", wunderte sich Agnes, als sie zu den hellerleuchteten Fenstern ihres Hauses aufsah. Sie hatte ihm vorsichtshalber einen Zettel auf den Tisch gelegt, sie sei nach A. gefahren. Er würde verärgert sein, sie wußte es. Sie zwang sich zur Ruhe und ging die Treppe hinauf. Auf der obersten Stufe kam ihr Andreas entgegen. Es mußte etwas geschehen sein, sie sah es an seinem Gesicht. "Was ist?" fragte sie erschreckt.

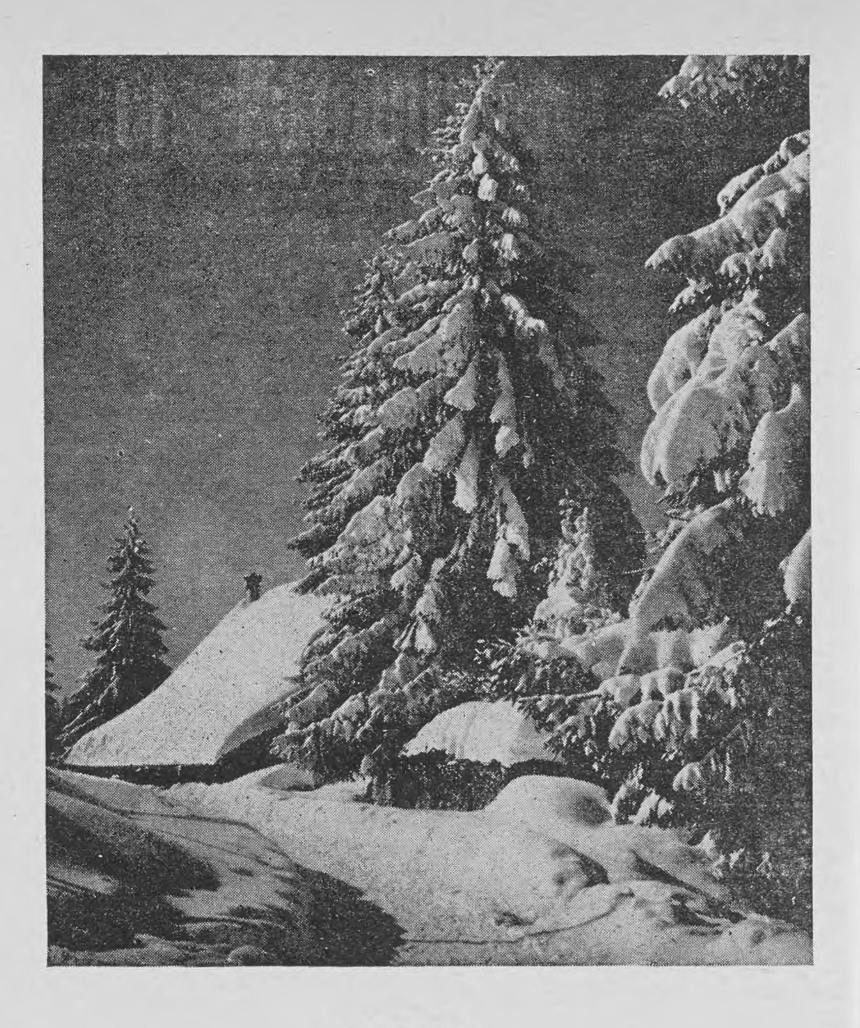
"Was ist?" höhnte er zurück. "Du hast im Hause zu sein für mich und für die Kinder!"

"Und du?" fragte sie zornig dagegen, "sagst du mir auch nur einmal, wohin du fährst und was du tust? Was weiß ich, ob du nicht mit einer Frau zusammen bist." Sie hätte es nicht sagen sollen, sie sah ihn bleich werden wie ein Leinentuch. Er hob die Hand zum Schlag, und sie wich vor ihm zurück, die Stufen hinunter. Plötzlich trat sie fehl und stürzte und blieb mit einem Aufschrei liegen. Andreas rührte sich nicht. Sie suchte sich zu erheben, aber der Rücken versagte. Sie schrie vor Schmerzen. Was in den nächsten Minuten geschah, kam ihr nicht recht zu Bewußtsein. Erst als sie in der Klinik auf der Bahre lag und der Arzt mit ihrem Mann über die Röntgenaufnahme sprach, hörte sie, in welcher Gefahr sie geschwebt hatte. "Es konnte ein Sturz in den Tod sein", sagte Dr. Helmers, "glücklicherweise ist der Wirbel nicht ganz gebrochen."

Die nächsten Tage brachten Agnes viel Schmerzen, daß es sie wie Fieberschauer überkam. Ihre Kinder brachten ihr einen Adventskranz und zündeten die erste Kerze an. "Vater ist jetzt immer so traurig ohne dich, Mutter", sagte die zwölfjährige Luzia, die schon um Mutters Leid wußte. Andreas kam, sooft es ihm seine Zeit erlaubte. Schweigend saß er am Bett seiner Frau und sah, wie sie litt. Sie lag in einer Gipspfanne und durfte sich nicht bewegen. Einmal hatte er sie um Verzeihung gebeten, und sie hatte geweint und nach seiner Hand getastet. Von da ab war die Mauer nicht mehr da, Agnes spürte es, wenn Andreas auch meist schweigend neben ihr saß. Es lag seiner Natur nicht, viele Worte zu machen. Am Namenstag Luzias kam das Mädchen mit glückstrahlendem Gesicht ins Krankenzimmer gehuscht. "Mutter", flüsterte sie der Kranken ins Ohr, "Vater war heute mit mir beichten, freust du dich? Ich mußte es dir schnell sagen." Und schon war sie wie ein Wirbelwind hinausgelaufen.

Frau Agnes aber lag da, von Freude überströmt. Sie faltete die Hände zu einem Dankgebet. "Dunkle, leidvolle Adventszeit", dachte sie, "wie schön bist du, wenn an deinem Ende das Licht steht." —

Am Abend kam Andreas mit den Kindern und bald erstrahlte das Krankenzimmer im Lichte der Kerzen des Adventkranzes. Andreas ergirff Agnes' Hand, und sie wußte, daß sie nun ganz eins waren. –



ADVENT

Der Himmel will sich senken
In unsre müde Zeit.
Drum öffnet eure Herzen!
Seid still und seid bereit!
Es will aus einer Knospe
Erblühn der Rose Pracht,

Ein Kind will uns erlösen
aus Leid und Tod und Nacht.
Wir ruh'n in Gottes Händen.
Wenn eins im andern brennt,
wird Gott sein Werk vollenden.
Seid still, es ist Advent!

E. Schmid

Würde und Last des Papstes

Als Inhaber des Primats ist der Papst Träger der höchsten kirchlichen Jurisdiktionsgewalt, die ihm von Jesus Christus in der Person des Petrus verliehen wurde und die sich "auf die ganze Kirche, das heißt auf jede einzelne Diözese und alle Gläubigen erstreckt zur Erhaltung der Einheit des Glaubens, der Disziplin und der Regierung der Kirche."

Das heißt nicht, daß die Bischöfe nur noch Funktionäre des Papstes, eine Art päpstlicher Beamter ohne eigene Verantwortung seien. Sie bleiben was sie sind: vom Heiligen Geist gesetzte Hirten ihrer Herden, die sie an Stelle der Apostel weiden und regieren. Nur daß über ihnen genauso der Papst steht, wie über den Aposteln Petrus stand. Oder anders gesagt: sie sind die Säulen, er aber ist das Fundament. Ein interessantes Beispiel dafür, wie die Wahrheit des Primats schon in den ersten christlichen Jahrunderten als Ahnung aufdämmert, auch wenn sie sich nur unter schweren Kämpfen zur vollen Klarheit durchringt, bietet der heilige Cyprian von Carthago (gest. 254). Er setzt sich zwar leidenschaftlich für das Recht ein, in der Frage der Wiedertaufe von Abgefallenen oder aus der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen eine eigene Meinung zu haben. Aber in seiner Schrift über die Einheit der Kirche steht doch der vielsagende Satz: "Gewiß waren auch die übrigen Apostel dasselbe wie Petrus, ausgestattet mit dem gleichen Anteil an Ehre und Gewalt. Aber der Anfang geht doch von der Einheit aus, damit sich die Kirche Christi als eine erweise."

Der Papst also besitzt kraft göttlicher Institution " die Vollgewalt in der ganzen Kirche Christi; er ist der oberste Hirte und Lehrer aller Gläubigen, auch aller Priester und Bischöfe. Er ist höchster Richter nicht nur in Sachen des Glaubens und des sittlichen Lebens, sondern auch der Disziplin und der Verwaltung, und das über jede Pfarrei eines jeden Landes und jeder Diözese, über jeden Bischof und jeden Gläubigen, ja selbst über die Versammlung aller Bischöfe, das heißt das Konzil, dessen Bechlüsse durch ihn allein rechtsgültige Kraft bekommen" (Msgr. Krieg).

Damit steht der Papst an einer so erhabenen Stelle, wie sie kein anderes Staatsoberhaupt und keine Persönlichkeit der Welt einnimmt. Er ist mit einer Würde bekleidet, für die es keine irdischen Maßstäbe mehr gibt und er trägt zugleich eine Bürde an Aufgaben, Pflichten und Verantwortung, wie sie außer ihm kein Mensch auf Erden zu tragen hat.

Es ist gut, an diese Last, die nicht abgenommen werden kann, zu denken, wenn man durch das Bronzetor links in der Vorhalle von St. Peter über die Scala Regia den Vatikanpalast betritt und durch die lange Reihe von Prunksälen geht, die Sala Regia Pauls III., die Sala Ducala und Clementina und den Thronsaal, bis zu den päpstlichen Gemächern im zweiten Stock des Hauptflügels. Oder wenn man einen feierlichen Einzug des Papstes miterlebt, bei dem er auf der Sedia Gestatoria hereingetragen wird, umgeben von Nobel- und Schweizer Gardisten, Kardinälen, Bischöfen, Prälaten und hohen Diplomaten und einer dicht gedrängten Menge, die frenetisch in die Hände klatscht und jubelt. Und es ist gut, diese Last nicht zu vergessen, wenn man etwa von dem besonderen Zeremoniell einer Privataudienz hört, mit strengen Kleidervorschriften, Kniefall und Handkuß. Und davon, daß der Papst von einem Hofstaat umgeben ist, angefangen vom Kardinaldatar und Kardinalstaatssekretär über eine lange Reihe von geistlichen und weltlichen Thronassistenten und Kammerherren bis hinab zum Kammerdiener, Türöffner und Saalvorsteher, nicht zu vergessen die Hoftheologen, Hofjuristen, Hofprediger und den persönlichen Beichtvater des Papstes.

Der einsame Papst

Würde und Last — beides macht einsam. In der Zeit zwischen 1870 und 1929, als die Päpste zum Protest gegen die Annektierung des Kirchenstaates durch das neue Königreich sich weigerten, ihre Residenz zu verlassen, nannte man sie gerne die "Gefangenen des Vatikans". Heute ist der Friede zwischen Kirche und Staat in Italien längst wieder hergestellt. Der Papst ist so frei wie irgend ein Mensch auf der Welt. Und dennoch bleibt er ein "Gefangener", nur in einem ganz anderen, tieferen Sinn. Die Aufgabe, die er zu lösen hat, nimmt ihm keiner ab. Die Verantwortung, die er trägt, hat er allein zu tragen. Die einzigartige Würde und Autorität, die ihm kraft seines Amtes als Stellvertreter Christi zukommen, distanzieren ihn zugleich von allen andern, und die Liebe und Verehrung einer ganzen Welt können ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß er doch im Grunde einsam ist und allein für immer.

Nicht jeder Papst wird mit dieser Einsamkeit leichten Herzens fertig. Von Pius X. zum Beispiel wissen wir, daß er sich verzweifelt gegen seine Wahl wehrte und daß er alles versuchte, um die übrigen Kardinäle davon abzuhalten, ihm ihre Stimme zu geben. Es war die Demut eines Heiligen, gewiß. Aber es war auch noch etwas anderes. Giuseppe Sarto kam aus dem einfachen Volk. Seine Herkunft stand ihm ins Gesicht geschrieben und der hat sie nie ver-

leugnet. Seine Großeltern waren Wirtsleute, sein Vater Dorfweibel von Riese im Venezianischen und er selbst begann seine kirchliche Laufbahn nicht auf einer adligen Diplomatenschule, sondern ganz unten, als schlichter Vikar eines Landstädtchens. Auch als Bischof von Mantua kochte er sich seine Polenta selbst, wenn es sein mußte, und er schnupfte als Patriarch von Venedig noch immer so gern wie ein Landpfarrer. Er besaß den gleichen goldenen Humor wie seine Mutter, die einmal seinen kostbaren Bischofsring mit ihrem abgewetzten billigen Trauring verglich und sagte: "Ohne diesen da wär der nicht an deinem Finger!"

. . . Und als er zur Papstwahl nach Rom fuhr, löste er selbstverständlich eine Rückfahrkarte, sie war auf jeden Fall billiger. Was muß dieser Mann innerlich gelitten haben, als die Wahl auf ihn fiel und er erkannte, daß es kein Zurück mehr für ihn gab, daß auch er "gegürtet" war und "gehen mußte, wohin er nicht wollte."

Pius XII. war eine andere Natur.

Zwar stimmte er mit seinem Vorgänger Pius X., den er selbst heiliggesprochen hat, im Bemühen überein, "alles in Christus zu erneuern", das heißt, der christlichen Wahrheit in allen Lebensbereichen Eingang zu verschaffen. Und von daher ist es wohl zu verstehen, warum er unermüdlich zu allen Fragen des modernen Lebens Stellung bezieht (gibt es ein Fachgebiet oder ein Problem der Wirtschaft, der Politik, der Wissenschaft oder Kultur, über das Pius XII. nicht gesprochen hat?) und warum er ebenso unermüdlich Audienzen erteilte, gleichviel, ob es einzelne waren, die ihn sehen wollten, oder Hunderttausende, ob Politiker, Kirchenfürsten, Wissenschaftler, Künstler, Sportgrößen oder Filmstars. Er lächelte, er grüßte, er sprach, er segnete. Aber dann zog er sich immer wieder in seine "Einsamkeit" zurück. Mehr als alle Päpste vor ihm lebte er im Vatikan allein. Er schlief wenig und pflegte keinerlei Tischgemeinschaft, sondern speiste immer allein. Allein feierte er morgens — besondere Anlässe ausgenommen — die heilige Messe in seiner Privatkapelle. Allein machte er nachmittags gegen vier Uhr seinen regelmäßigen Spaziergang durch die Steineichenallee der vatikanischen Gärten. Allein blieb er bis tief in die Nacht an seinem Schreibtisch in die Arbeit vertieft, eine Arbeit, die noch in den letzten Jahren oft bis zu zwanzig Stunden im Tage dauerte.

Würde, Last und Einsamkeit . . .

Es beginnt schon mit der geheimen Papstwahl, die sich im streng geschlossenen Konklave in der Sixtinischen Kapelle vollzieht und die mit der ersten Huldigung durch die Kardinäle endet. Es wird deutlich offenbar am Tag der Krönung, wenn der Kardinal Diakon dem Neugewählten nach seinem ersten Pontifikalamt in Sankt Peter das Symbol seiner dreifachen Gewalt als höchster Priester, Lehrer und Hirt der Kirche aufs Haupt setzt mit den Worten: "Empfange die dreifache Krone der Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige bist, der Lenker der Welt, der Statthalter unseres Heilandes Jesus Christus auf Erden, dem aller Ruhm und alle Ehre sei in Ewigkeit!" Während die Kuppel Michelangelos widerhallt vom Jubel der Massen, während in diesem feierlichen Augenblick Auge und Herz von Millionen Menschen auf ihn gerichtet sind, der droben auf der Loggia von Sankt Peter erscheint, um zum erstenmal der Welt seinen päpstlichen Segen zu erteilen — Urbi et Orbi — denkt der Papst vielleicht an das kleine Häuflein Werg, das ein Zeremonienmeister beim feierlichen Einzug vor seinen Augen verbrannt hat, indem er sagte: "Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt!" — welch eine Mahnung!

Und es dauert bis zu dem Tag, da der Papst die Augen schließt für immer, und drunten in der Gruft von Sankt Peter das, was sterblich war an ihm, neben seinen Vorgängern bestattet wird, indes seine Seele eingeht zu Dem, der ihn zn seinem Stellvertreter auf Erden gemacht und der nun Rechenschaft fordert von seiner Verwaltung.



Roma - Panorama dal Piazzale dell' Accademia di Francia

Aus der katholischen Welt

Deutschland – nach dem Katholikentag. — Aus allen Teilen der DDR häufen sich Nachrichten über Aktionen gegen Gläubige, die am 78. Deutschen Katholikentag in Berlin Mitte August teilgenommen haben. Schon in den Zügen, mit denen die Katholikentagsteilnehmer in die DDR zurückfuhren, waren teilweise die Zugsbegleitmanschaften verstärkt worden. Hier wurde dann in den Zügen eine scharfe Kontrolle der einzelnen Fahrgäste durchgeführt. An einer großen Zahl von Orten wurden die Katholikentaksteilnehmer von Vopo-Kommandos in Empfang genommen und oft zum zweitenmal durchsucht. Der Bahnhof eines kleinen Ortes war von 40 Vopos umstellt, als der Zug aus Berlin eintraf. Genauso wurden auf den Landstraßen Radfahrer angehalten. Die Kontrollen an den Heimatbahnhöfen zogen sich mancherorts stundenlang hin. Besonders scharf ging man gegen Jugendliche vor. Beschlagnahmt wurden nach übereinstimmenden Aussagen aus verschiedenen Orten: Neue Testamente, Diözesangesangbücher, Schott-Meßbücher, Jugendbreviere, Katholikentagsprogramme und Druckschriften jeder Art. An einem Ort wurde den Rückkehrern sogar das kleine Tatzenkreuz, das Abzeichen des Katholikentages, abgenommen. An einigen Bahnhöfen warf die Vopo die Gebetbücher stoßweise zum Zug heraus. Bei den Kontrollen wurden an vielen Orten genaue Listen der Katholikentagsteilnehmer angelegt. Offensichtlich auf Grund dieser Listen hat inzwischen eine intensive Bearbeitung der Teilnehmer durch "Aufklärer" der Nationalen Front, durch Betrieb, Schule und andere Stellen eingesetzt. Selbst über Dienstentlassung und berufliche Zurücksetzung von Katholikentagsteilnehmern wird berichtet.

Kolumbien – Keine "Protestantenverfolgung" in Kolumbien — Nach einer Meldung des Evangelischen Bundes von Kolumbien sollen die kolumbanischen Protestanten die Einsetzung eines neutralen Untersuchungsausschusses zur Prüfung des Verhältnisses von Kirche und Staat in Kolumbien gefordert haben; gleichzeitig damit werden frühere Behauptungen über angebliche Protestantenverfolgungen wiederholt. Zu den Angaben der Meldung über getötete Protestanten und geschlossene protestantische Kirchen, Kapellen und Schulen erklärte die Kolumbianische Botschaft in Köln in einer ersten Stellungnahme, daß sie nicht den Tatsachen entsprächen. Die Bildung einer überparteilichen Untersuchungskommission hatte bereits im April der katholische Erzbischof von Bogotà, Kardinal Luque, angeregt, um die wirklichen Zusammenhänge der angeblichen Protestantenverfolgung in Kolumbien festzustelchen Protestantenverfolgung in Kolumbien feststellen zu lassen. Die Diskussion über die seit Jahren dauernden Auseinandersetzungen in Kolumbien war im Sommer 1957 neu entfacht worden, als auf der Konferenz des Weltkirchenrates in New Haven (USA) ein argentinischer Methodisten-Bischof die Katholiken Kolumbiens der Glaubensverfolgung nichtkatholischer Christen beschuldigte. Die Konferenz faßte einen Beschluß, das Problem der religiösen Freiheit vor allem für protestantische Minderheiten in überwiegend katholischen Staaten zu studieren. Im Anschluß an diese Konferenz hat das katholische Sekretariat für die Verteidigung des Glaubens in Kolumbien die Beschuldigungen der Glaubensverfolgungen in einer Stellungnahme scharf zurückgewiesen und als eine "böse Diffamierungskampagne" bezeichnet. "Die Rechte der nichtkatholischen Christen in Kolumbien, ihre eingene Religion frei auszuüben", hieß es in dieser Stellungnahme, würden von den Katholiken "voll anerkannt." Bei den Angriffen, denen protestantische Christen ausgesetzt gewesen seien, habe es sich in der Regel um politische Auseinandersetzungen als unglückliche Folgen des Bürgerkrieges in Kolumbien gehandelt, denen auch schon zahlreiche katholische Priester und Ordensfrauen zum Opfer gefallen seien. Die Glaubensunterschiede spielten dabei nur eine untergeordnete Rolle, so daß keinesfalls von einer Protestantenverfolgung durch Katholiken gesprochen werden könne. Das Sekretariat führte aber auch Klage über die Tätigkeit einiger nordamerikanischer protestantischer Sekten, deren Prediger den katholischen Glauben lächerlich zu machen suchten und dadurch in Gegensatz mit der Bevölkerung gerieten.

Kurzmeldungen — Die Stellung der Kirche zum internationalen Freimaurertum habe sich nicht geändert, erklärt in einem Leitartikel die Jesutienzeitschrift "Civilta Cattolica" in ihrer jüngsten Ausgabe. Der Artikel befaßt sich mit den bisherigen päpstlichen Verlautbarungen über das Freimaurertum. — Der Präsident der Twentieth-Century-Fox-Filmgesellschaft hat Papst Pius XII. eine vollständige Cinema-Scope Projektionsanlage zum Geschenk gemacht. Sie ist für den Vorführraum der Päpstlichen Kommission für Film, Funk und Fernsehen bestimmt. — Franz Xaver Arnold, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Tübingen, wurde am 10. September 60 Jahre alt. Professor Arnold, der 1954 Rektor der Tübinger Universität war, ist Verfasser vieler soziologischer und pastoraltheologischer Werke. Freunde und Schüler des Gelehrten haben ihm unter dem Titel "Verkündigung und Glaube" eine Festschrift gewidmet, die im Herder-Verlag Freiburg erschienen ist. —

Frankreich – Gelähmter konnte wieder gehen. — Ein Teilnehmer an einer Pilgerfahrt nach Lourdes, der 58jährige Alphons Lorber aus St. Marie-aux-Mines (Haut Rhin), der seit vier Jahren an beiden Beinen gelähmt ist, konnte bei der Rückfahrt vom Wallfahrtsort in seine Heimat ohne Hilfe aus dem Zuge steigen. Der seit Jahren an den Krankenstuhl Gefesselte erreichte seinen Wohnsitz zu Fuß. Seinen Krankenwagen schob er vor sich her. Er erklärte, daß er unmittelbar beim Bad in der Piscine von Lourdes eine Besserung gespürt habe. Eine kirchliche Stellungnahme erfolgt bekanntlich erst nach genauester Prüfung des Heilvorganges. In dem Fall einer weiteren gesundheitlichen Besserung hat die Prüfung des Medizinischen Büros von Lourdes, wie sein Präsident Dr. Pelissier erklärte, ein rein menschliches Phänomen festgestellt, mit dem sich das Büro nicht befasse. Dr. Pelissier betonte, daß die Besserung des dreieinhalbjährigen gelähmten Kindes Jacques Charbonnier nicht übernatürlichen Charakters sei.

Ungarn – Exkommunizierter Priester gewählt. — Nach einer Meldung von Radio Budapest wurde auf einer Sitzung des sogenannten "Katholischen Ausschusses" des ungarischen Friedensrates in Budapest der katholische Geistliche und Parlamentsabgeordnete Dr. Miklos Beresztoczy zum Generalsekretär des Ausschusses gewählt. Bereszeoczy gehört zu der drei katholischen Priestern in Ungarn, die Anfang dieses Jahres vom Vatikan exkommuniziert wurden, weil sie die Anordnung nicht befolgten, wonach katholische Geistliche in Ungarn kein Amt im Parlament bekleiden dürfen. Auf der Sitzung wurde ferner die Herausgabe einer Zeitung der katholischen Friedensbewegung beschlossen, die unter dem Titel "Katolikus Szo" (Katholisches Wort) erscheinen soll. In einer Resolution wurde die Anwesenheit amerikanischer und britischer Truppen im Nahen Osten verurteilt. Die Sitzung soll Titularabt Bela Mag geleitet haben, der im Dezember 1957 zum Direktor der von der Kirche unterstützten Friedensaktion "Opus pacis" gewählt worden war. Wie in Wien zu dieser Meldung mitgeteilt wird, bemüht sich der "Katholische Ausschuß" des ungarischen Friedensrates seit einiger Zeit verstärkt darum, in allen größeren Städten örtliche Ausschüsse zu errichten. Zu Leitern werden dabei vorwiegend katholische Priester gewählt, die damit in die Rolle von "Aktivisten" gezwungen werden sollen.

Ein Buch auf der Hoehe der Zeit

von Dr. Klemens Tilmann

Der Artikel spricht vom Buch "Katholischer Katechismus der Bistümer Deutschlands". Wir können diesen Katechismus fast in jedem deutschen Pfarramt Canadas kaufen. Falls nicht, schreiben Sie an den Marienboten. Wir können Ihnen diesen Katechismus zuschicken. Daß wir ihn haben sollten, steht außer Frage. Lesen Sie bitte, was hier gesagt wird.

Auch die Eltern müssen jetzt auf der Höhe der Zeit stehen. Schon immer hat gegolten, daß die Eltern die ersten Religionslehrer ihrer Kinder sind und daß es ihre heiligste und wichtigste Elternpflicht ist, die Kinder zu Gott zu führen. Hierfür erhalten sie im Sakrament der Ehe Gottes Sendung und Hilfe. Der Religionsunterricht der Schule allein, so wichtig er ist, genügt nicht.

Außerdem leben unsere Kinder in einer Umwelt, die nicht mehr wie frühere Zeiten einfachhin gläubig und christlich ist. Darum fordert die heutige Zeit von den Eltern etwas Ähnliches wie die Zeiten des Urchristentums. Damals lernten die Kinder, ohne eine christliche Schule zu besuchen, im Schoß der Familie und der Pfarrgemeinde den Reichtum und die Freuden des Glaubens kennen und erlebten ihn in einem gemeinsamen christlichen Leben. So wurden sie inmitten einer heidnischen Umwelt geschützt und gewappnet gegen das Gift des Unglaubens und der Sünde und wuchsen heran zu frohen, selbstbewußten und verantwortungsvollen Christen.

Dieses Christentum hat die heidnische Welt überwunden. Heute wissen wir nicht noch klarer als früher, daß die religiöse Umwelt der Familie, vor allem das Wort und das Beispiel der Eltern, einen Einfluß auf das Kind ausübt, der für sein ganzes Leben entscheidend sein kann.

Was können Sie für die religiöse Erziehung Ihrer Kinder tun?

Die religiöse Erziehung beginnt etwa im zweiten Lebensjahr. Ein Kind das bis zum Schuleintritt noch nichts von Gott weiß, ihn nicht liebt und nicht betet, ist bereits verbildet und von einem falschen Welt- und Lebensbild geprägt. Das Gespräch über Gott, das gemeinsame Beten und der fromme christliche Brauch müssen das Familienleben durchleuchten und durchwärmen. Besonderen Anteil am religiösen Leben ihrer Kinder werden die Eltern nehmen zu den Zeiten der Erstbeichte, der Erstkommunion und der Firmung.

In der Zeit vom 5. bis zum 8. Schuljahr läßt oft der religiöse Austausch zwischen Eltern und Kindern nach. Manche Eltern fragen velleicht noch die Lernaufgaben des Katechismus ab und mahnen die Kinder, im religiösen Leben nicht nachlässig zu werden. Aber sie wissen oft nicht mehr, was sie mit ihnen besprechen und ihnen geben sollen. In dieser Lage und darüber hinaus für das ganze Familienleben bekommt der Katechismus eine Bedeutung, die nicht leicht überschätzt werden kann.

Welche Hilfe bietet Ihnen dabei der neue Katechismus?

Wenn Sie sich den Katechismus anschauen und das Herz am rechten Platz haben, wird Ihnen sogleich klar sein, daß Sie vieles aus dem Buch für die Kinder gebrauchen und mit ihnen besprechen können. Trotzdem wird es sich lohnen, wenn wir uns die Möglichkeiten einmal genauer überlegen. Es bieten sich vor allem folgende an:

1. Die Bilder betrachten. Das tun die Kinder gern, mit den Eltern Bilder anschauen — und mit den Kindern sich über die Katechismusbilder unterhalten, ist für die Eltern nicht schwer. Schon mit Vierjährigen kann man es tun. An diesen Bildern läßt sich der ganze Glaube besprechen. Wie interessant aber ist dann das Vergleichen! Wenn der Vater fragt: "Was bedeuten die schwarzen Stellen auf den Bildern Seite 36, 38, 163, 257, 265? — Wie hängen die Bilder der Seiten 13, 29, 254, 267, 270 zusammen?" — Wenn er sagt: "Vergleicht die beiden Bilder Seite 218 und 219!"

2. Das Lesen. Vorlesen ist leichter als Erzählen. Auch die Kinder können das Lesen übernehmen, und wenn etwas gelesen ist, so fragt man die Kinder und ist mitten im Gespräch. Für das Lesen des Katechismus kommen besonders jene Abschnitte der Lehrstücke in Betracht, die zwischen Überschrift und den "Überlege"-Fragen stehen. Der erste Teil bis zum Kreuzchen heißt Anschauungstext, der zweite Teil Lehrtext. Das Lesen soll manchmal durch Fragen unterbrochen werden. Stellen sich dann Unklarheiten heraus, so werden die Eltern erklären, was nicht verstanden ist.

3. Die "Überlege"-Fragen stellen. Fällt dem Vater oder der Mutter keine rechte Frage zu dem Gelesenen ein, so benützen sie den Abschnitt "Überlege". Dort stehen Fragen ohne Antworten. Alles, was da gefragt ist, ist im vorhergehenden Abschnitt des Lehrtextes beantwortet. Wer also selbst die Antworten nicht weiß, sagt den Kindern: Das müssen wir oben noch einmal nachlesen. Sollte sich dabei kein Gespräch entwickeln?

4. Die Merksätze abfragen. Manches muß auswendig gelernt werden; denn manche Wahrheiten sind zu schwierig, als daß die Kinder sie mit eigenen Worten richtig ausdrücken könnten. Das Lernen verlangt von den Kindern Arbeit, die ihnen niemand abnehmen kann. Aber die Eltern können sie den



Die stille Stunde schreckt uns fast,
weil wir ihr nicht mehr angehören.
Oh, daß wir manchmal noch ihr Gast
sein dürfen,
Abend karge Rast uns gönnt,
ein Ruh'n in uns!
Verlören wir die Rührung,
sanfteste, was bleibt?
Herzkammer, die an Angst sich reibt —
Welt, frierend vor erlosch'nen Herden.
Wohin dein Wille, Gott, uns treibt,
laß uns ein wenig Traum auf Erden!

Waldemar Diedrich

Kindern erleichtern, indem sie die Kinder abfragen, Das ist besonders wichtig beim Wiederholen von größeren Gruppen von Merksätzen. Kommt dazu noch ein Wettbewerb der Geschwister untereinander oder mit Nachbarskindern und Schulkameraden, vielleicht eine kleine Belohnung oder gar ein Preisausschreiben, so wird durch solche Würze die Arbeit wesentlich schmackhafter.

5. "Für mein Leben" verwirklichen helfen. Man könnte den Absatz, der nun folgt, zunächst zudecken und die Kinder nach dem Lesen und Verstehen des Vorausgegangenen fragen Was müssen wir denn nun tun? Der Absatz "Für mein Leben" bespricht die praktischen Folgerungen einer Wahrheit für das Leben; genauer: er nennt ganz kurz und knapp eine oder zwei praktische Folgerungen. Eltern, die mit ihren Kindern leben, haben bei diesem Abschnitt eine wirkliche Aufgabe. Sie müssen den Kindern zeigen, wie sie das Gelernte verwirklichen können, müssen sie beim Fassen ihres guten Vorsatzes beraten, dafür sorgen, daß sie nicht zu viel und nicht zu wenig vornehmen, daß sie tun, was sie sich vorgenommen haben, und, wenn sich der Vorsatz auf längere Zeit erstreckt, daß er bis zum Ende durchgeführt wird. Sie müssen helfen, daß ihre Kinder, deren gute Seiten und deren Fehler sie kennen, die Wahrheiten so verwirklichen, wie es gerade ihnen entspricht. Dabei ist es gut, die Kinder vorher zu fragen, ob sie im Religionsunterricht bereits einen Vorsatz gefaßt haben.

6. Die weiteren Beitexte besprechen. Das wird den Eltern jetzt nicht mehr schwer sein. Aber auch wenn diese Absätze nur gelesen werden, geht eine Wirkung von ihnen aus.

7. Die "Aufgaben" lösen. Hier ist ein unabsehbares Gebiet gegeben zur Beschäftigung der Kinder und der Familie mit dem Gut des Glaubens. Unter der Überschrift "Aufgaben" finden sich Suchaufgaben, Denkaufgaben, Zeichen- und Bastelaufgaben usw. Will man sie lösen, so muß man das Leben beobachten, sich erkundigen, Pläne entwerfen, etwas untersuchen, entdecken, herausbekommen, zeichnen, oder schöpferisch arbeiten. Aus diesen Aufgaben kann man ganze "Spiele am Familientisch" entwickeln: Am verregneten Sonntagnachmittag — manche werden auch den Samstagnachmittag nehmen — findet sich die Familie zusammen. Nach dem Kaffe bekommt jeder einen Zettel und einen Bleistift. Auch die größeren Geschwister tun mit. Nun liest einer, der das Spiel vorbereitet hat, eine geeignete Aufgabe vor. Es folgt eine Zeit zum Überlegen und Schreiben und schließlich muß jeder vorlesen, was er herausbekommen hat. Die besten Lösungen werden prämiert.

Es geht viel einfacher

Sie dürfen nun nicht erschrecken, wenn Sie diese vielen Möglichkeiten vor sich sehen. Erst recht brauchen Sie diese nicht alle am Anfang zu verwenden. Nein, Sie fangen viel einfacher an. Etwa so:

"Sag mal, Hans, ihr habt doch jetzt den neuen Katechismus. Habt ihr schon etwas daraus durchgenommen? Zeig mir mal das, das interessiert mich. — Ach, das erste Lehrstück! Lies mir das doch einmal vor! — Du, diese Stelle da verstehe ich aber nicht: daß uns bei der Taufe alle Heiligen willkommen geheißen haben. Erkläre mir das doch einmal — Ach so! — Weißt du eigentlich, wer der Priester war, der dich am Kircheneingang begrüßt und dann getauft hat? — Wann ist überhaupt dein Tauftag? Und wer sind deine Taufpaten? — Jetzt weißt du auch, wozu du auf Erden lebst. Sag das noch einmal! — Und wenn wir Gott dienen, müssen wir uns oft eine Frage stellen, siehst du, diese hier: Was will Gott von mir? — Was will denn Gott jetzt — in diesem Augenblick — von dir? Daß du deine Schularbeiten machst? Gut, dann mach sie jetzt!"

Sehen Sie, so geht es ganz einfach und ungezwungen, und zu lang war es gewiß auch nicht.

Man muß sich dafür vorbereiten?

Nein, nur müssen Sie selbst ein wenig gesammelt und bei der Sache

sein. Machen sie es dann, wie wir es eben besprachen. Fragen Sie die Kinder, was sie durchgenommen haben, stellen Sie Fragen zum Text, den Sie mit ihnen gelesen haben, und unterhalten Sie sich mit ihnen, solange Ihnen etwas Rechtes einfällt. Mit der Zeit lernen Sie die Kunst des religiösen Gesprächs immer besser. Das wird Ihnen selber Freude machen.

Gut ist es freilich, wenn Sie sich mit dem Katechismus gründlich bekannt machen. Das kann auf irgendeine Weise geschehen. Eine Frau sagte einmal: "Ich habe ihn wie einen Roman durchgelesen." Eine andere hält sich an den Satz: "Den Katechismus auf den Nachttisch' und liest jeden Abend ein Lehrstück durch; seine Gedanken begleiten sie den folgenden Tag. Der Vater forscht vielleicht lieber in dem Buch, schlägt das Inhaltsverzeichnis auf und liest nach, was zu den einzelnen Wahrheiten gesagt ist. Wie sich der einzelne in den Katechismus hineinliest, wird verschieden sein. Es ist auch gleich, wie er sich in das Buch vertieft und es sich mehr und mehr aneignet.

Noch ein paar Hinweise

Der Katechismus birgt noch mehr Möglichkeiten zur Beschäftigung in der Familie als die oben genannten. Wir wollen auch diese zusammen besprechen, obwohl Sie manches selbst finden und anderes erst später brauchen werden.

Sie werden beim aufmerksamen Lesen gemerkt haben, daß die "Überlege-Fragen nur eine kleine Auswahl der Fragen bilden, die man zu dem Lehrtext stellen kann. Zum Anschauungstext stellen Sie überhaupt keine Fragen. Darum können die Eltern das Gelesene viel ausführlicher erfragen, als die "Überlege-Fragen tun. Versuchen Sie es einmal!

Weiter können Sie fragen: Zu welchem Abschnitt des Lehrtextes gehört eigentlich der Merksatz? Zu welchem "Für mein Leben"? Zu welchem gehören die einzelnen Bibelworte aus dem Abschnitt "Wort Gottes"? Zu welchem "Aus der Lehre der Heiligen"? Hierbei wird sich zeigen, ob die Kinder das Gelesene wirklich verstanden haben.

Fruchtbar für die Stillbeschäftigung ist dann die Frage: Welcher



Satz aus dem Lehrstück gefällt dir am besten? — Ist in dem Lehrstück ein "Glaubensgespräch", so können es die Eltern noch mit anderen Gründen und Gegengründen erweitern. Auch können Sie den Kindern aufgeben, die "Überlege"-Fragen schriftlich zu beantworten.

Bei den größeren Kindern, die den Katechismus schon genauer kennen, fragen wir: Wo kommt diese Wahrheit im Katechismus noch einmal vor? So kann man fragen zum Beispiel bei den Lehrstücken vom Reiche Gottes, von Gottes Barmherzigkeit, von den Engeln, von der Erbschuld, vom Heiligen Geist, von der Taufe, von der Nächstenliebe.

Hat die Familie am Sonntag die gleiche Predigt gehört, so fragt der Vater vielleicht: "Steht von dem, was wir heute gehört haben, etwas im Katechismus? Wer kann es finden? Wer liest es uns vor?

Wertvoll ist es, wenn die Kinder zu den Lehrstücken des Katechismus Gebete formen. Vielleicht tun sie es schriftlich und beten ihr selbstverfaßtes Gebet den Geschwistern vor. Vielleicht können die Kinder — oder auch Sie selbst — ein Dankgebet oder eine Bitte, die den gelesenen Abschnitten entspricht, mit eigenen Worten vorbeten. Diese Übung ist recht zu empfehlen. Erst dann sind ja die heiligen Wahrheiten wirklich in Herz und Leben aufgenommen, wenn sie mit in das Gebet eingehen und in den lebendigen Umgang mit Gott.

Und noch eine kleine Regel!

Alle Beschäftigung mit dem Katechismus soll der Art der Frohen Botschaft und der heiligen Lehre, die das Buch enthält, entsprechen. Das Gespräch darf nicht platt werden und ebenso wenig Überdruß erwecken. Froh und herzlich wollen wir den Katechismus benützen, wollen die Kinder mit unserem eigenen Glücksgefühl gleichsam anstecken und sie durch unsere Ehrfurcht zur rechten Haltung gegenüber Gott und seinen heligen Wahrheiten anleiten. Dann wird uns Gott nahe sein, und was wr unvollkommen und mangelhaft machen, wird er mit seiner überreichen Gnade ausgleichen, ja die Kinder weit darüber hinausführen.

Wichtig freilich ist für ein freudiges Mitgehen mit dem Glaubensbuch, daß die Kinder einen eigenen Katechismus besitzen und nicht nur einen von der Schule geliehenen.

Kommt da nicht jemand die Treppe herauf?

Richtig, es hat zu regnen begonnen, und die Kinder kommen vom Spiel nach Hause. Nun fangen wir gleich an: "Kommt einmal her, Kinder! Ich habe gerade den neuen Katechismus angeschaut und die Bilder betrachtet. Das müssen wir jetzt einmal zusammen tun. Ihr beiden setzt euch neben mich, und du kommst auf meinen Schoß. Und nun geht's an!"

Wir dürfen über die Art, wie Gott uns führt, niemals erstaunen oder unruhig werden, sondern müssen in Frieden und Vertrauen auch dann ausharren, wenn alle Dinge der Ausführung unserer besten Absichten entgegenstehen.

Lucie Christtine

*

Ihnen ist Maria ein ganz großes Geheimnis. Sie ist nicht bloß die heilige Erde, aus der die Blüte des Himmels hervorsproßt. Vielmehr erscheint sie den Vätern als das Kunstwerk der Liebe Gottes, die höchste rein menschliche Verwirklichung des göttlichen Lebens auf Erden.

Julius Tyciak

Die Glocken im Advent

von Franz Braumann

Wir schritten schweigend durch den wirbelnden Wintersturm. Schon eine gute Stunde waren wir auf dem Weg und hatten noch keine zehn Worte gesprochen. Beide waren wir ausgeschritten aus den verlorenen Waldhöfen und wollten draußen in der Pfarrkirche dem Rorate beiwohnen. Mein Begleiter war ein alter Knecht unseres oberen Nachbarn, der dort sicher schon seine zehn Jahre im Dienst stand. Und soweit ich zurückdenken konnte, ging Veit Eberschlager, so hieß der Knecht, im Advent jeden Tag zum heiligen Rorateamt.

Sein Bauer hatte nie gefragt, was den Knecht zu diesem Entschluß veranlaßt hatte. Er ließ ihn gewähren.

Soviel wußte ich von dem alten Nachbarknecht Veit Eberschlager, als wir beide an diesem Adventmorgen durch die windige Schneenacht wateten. Erst als wie von irgendwoher der verwehte Klang einer Glocke durch das Wirbeln und Singen des Schnees über den Feldern hereinklang, fielen mir ein paar Worte in den Mund: "Mir scheint, Veit, unsere Uhren können nicht stimmen, wenn jetzt schon zusammengeläutet wird. Es kann nicht viel mehr als halb sechs sein!"

Veit änderte seinen Gang nicht. Nur den Kopf wendete er ein wenig, damit ich in dem Wetter seine Stimme vernehmen konnte: "Es wird auch nicht mehr sein und wir kommen noch gut zurecht. Der Mesner läutet ja zweimal zum Rorate ein. Er tut das für mich, damit ich zuzeiten weiß, woran ich bin."

"Und die Glocke zeigt dir also den Weg?" fragte ich verwundert.

"Ja die Glocke!" sagte mein Begleiter nur, dann schwieg er wieder.

Vor uns tauchte grau aus dem weißen Wehen eine fahle Wand auf. Es war der Wald; wir hörten sein Rauschen durch das Pfeifen des Windes, und bald hoben sich verschwommen auch schon die ersten Bäume ab. Die Wucht des Sturmes ließ nach, es wurde dunkler und wärmer um uns. Sogar die Pfadspur spürten wir wieder.

Ich wußte selbst nicht, was mich dazu trieb, aber aufeinmal fragte ich: "Die Glocke, sagtest du, Veit! Aber hat die dir immer schon den Weg gezeigt? Du gehst ja schon viele Jahre, jeden Tag, zum Rorate!"

Nach einer Weile erst kam mir eine Antwort. "Jetzt zeigt mir schon lange die Glocke den Weg an, wie ich gehen muß. Aber zum erstenmal, da war es gar keine so große Glocke, die mich anrief und zurechtleitete. Da war es nur eine kleine Schelle, die du mit der Hand schwingen kannst!"

Mir stieg eine Ahnung auf, daß es nicht von ungefähr kam, daß der Knecht so schweigsam und beharrlich jeden Adventmorgen Gott ein Opfer brachte.

"Eine kleine Handglocke!" murmelte ich vor mich hin. So war es nun nach einer Weile Veit selber, der wieder zu reden begann. "Ich bin ja nur ein einfacher Knecht und habe nicht viel erlebt in meinen Erdenjahren. Es mag aber schon so sein, daß man dafür das eine oder andere Erlebnis sein Leben lang mit sich herumträgt und ihm eine eigene Deutung gibt."

Als sich das hohe Brausen einmal wieder legte; hob der Knecht von neuem an: "Ich hab schon früh von daheim fort müssen in fremden Dienst. Die Mutter hat einem jeden von uns kaum mehr mitgeben können als das Vorbild ihres eigenen gläubigen und treuen Lebens. Und das hielt auch lange bei mir als Leitstern an. Aber mit den Jahren entschwand das Bild der Mutter. Es war nicht so, daß ich etwa meinen Glauben verloren hätte, sondern ich dachte jeden Gedanken an den Glauben immer weniger und weniger tief zu Ende.

Mein dritter Dienstplatz war ein Bauernhof weit drinnen in den Waldbergen. Wir Dienstboten hatten es gut dort. Nach einem arbeitsreichen Sommer trat aber eines trüben Novembermorgens der Bauer mit einem seltsamen Ansinnen an uns Knechte heran. Er sagte, es sei so Brauch bei ihm, daß zur Adventszeit jeden Tag jemand an dem Rorate teilnehme. Und damit sich keiner beklagen könne, habe er es so eingeteilt, daß jeden Morgen ein anderer Mann auf dem Gute am Morgen zur Frühmesse ginge.

Ich fand keinen Gefallen an diesem Vorschlag. Der Bauer hätte mich vielleicht aus dem Spiel gelassen, wenn ich ernstlich mit ihm gesprochen hätte, aber dazu war ich doch wieder zu feige. So nickte auch ich zu dem Ansinnen.

*

In der Nacht, bevor ich an die Reihe kam, warf der Sturm gewaltige Mengen Schnee auf Weg und Steg. Ich erhob mich am Morgen voller Unlust von meinem warmen Lager. Aber schon in der Stube kamen mir allerhand Gedanken, wie ich dem Adventgang ausweichen könnte.

Ich hatte erst ein paar Schritte vom Haus weg getan, da wußte ich schon, wie ich den angenommenen Auftrag umgehen konnte. Nicht weit im Wald drinnen stand auf einer Waldwiese eine Heuhütte meines Bauern. Ich wußte sie bis an den Dachrand voll von duftendem, warmen Heu. Dort mußte gut und warm noch ein paar Stunden liegen sein, wenn man sich nur tief genug in das Heu vergrub!

An einer Wegbiegung, wo der Sturm am wildesten tobte, wich ich ab vom Weg und kämpfte mich durch den tiefen Schnee bis zum Waldrand durch. Dann wurde das Gehen leichter. Eine kleine Strecke Weg, und ich stand vor den Umrissen der Heuhütte. Ich klopfte den Schnee aus dem Mantel, dann schwang ich mich hinauf zur Heutür und stieg hinein. Fast vergnügt über meinen guten

Einfall grub ich mit den Händen ein Loch in das trockene Heu.

Ich schaute noch einige Augenblicke aus der niederen Heuhüttentür. Eben griff ich um den bretternen Türflügel, da hörte ich durch den sausenden Wind einen anderen Ton. Es klang, als würde ein kleines Glöcklein geläutet. In dem Augenblick lief es mir wie Eis über den Rücken. Ich fror plötzlich mit klappernden Zähnen.

Ich horchte gespannt noch schärfer hin. Das Wüten des Wintersturmes wuchs wieder an, und der Schnee jagte wie weißer Nebel um die Hütte. Aber so scharf ich auch hinhörte, ich konnte keinen noch so leisen Ton mehr hören. Ich war einer Täuschung aufgesessen. Mit diesem unwirschen Gedanken ließ ich mich auf mein Lager fallen. Dann schloß ich die Augen und versuchte, es mir wohl sein zu lassen.

Schlaf fand ich aber keinen. Ich lag auch nicht lange; ich richtete mich sehr bald wieder auf und horchte. Und langsam, unmerklich erst, begann ich mich meines Tuns nicht mehr recht zu freuen. Das war nun wohl keine so große Tat von mir, wenn ich meinen Bauern hinterrücks so schäbig betrog!

Bis ich aber soweit mit meinen Gedanken war, stand ich schon wieder unten auf dem Boden der Hütte. Wenn ich auch nun schon zu spät zum Rorate kam, so wollte ich doch meiner niedrigen Gesinnung zur Strafe hinab zum Pfarrhof gehen!

Irgendwo gelangte ich wieder hinaus auf die Straße, die hier als Hohlweg dem Wald zuführte. Der ganze Einschnitt war fast zugeweht. Ich schob mich, stellenweise so lang die Beine waren, durch die Schneewächten hinab.

Eine gute Weile war ich so gewandert, da hielt ich einmal erschöpft inne. Der Schweiß brach mir hervor.

Plötzlich gab es mir einen Riß — ich hörte das Glöcklein wieder! Es konnte keine Täuschung sein, immer wieder, wimmerte es leise auf. Dem Hall nach mußte es gar nicht weit von mir sein, wenn es auch ganz verschüttet und verloren klang.

"Eine Stimme ruft in der Wüste:
Bereitet die Straße des Herrn!
Macht gerade seine Wege!
Jede Schlucht soll ausgefüllt
und jeder Berg und Hügel abgetragen werden,
was krumm ist, soll gerade werden,
rauher Weg soll glatt werden,
und alles Fleisch soll das Heil Gottes schauen."

Alle Erschöpfung war wie hinweggeblasen, und in mir brannte plötzlich etwas, das mich unaufhaltsam vorwärts trieb. Mit den Händen wühlte ich mir einen Pfad. Ich schrie und brüllte in die tosende Winternacht: "Hallo, hallo — hierher!" Dann blieb ich für Augenblicke stehen und horchte wieder. Aber immer nur vernahm ich näher und näher den hohen Klang eines Glöckleins.

Ich brauchte nicht mehr lange zu suchen. Vor mir lehnte tief im Hang des verwehten Hohlweges eine zusammengesunkene Männergestalt und davor stand weinend und wimmernd ein etwa vierzehnjähriger Bub. Der Bub war es auch, der noch immer das kleine Glöcklein schwang.

Die Gestalt war der alte Pfarrer des Dorfes, ein Siebziger schon. Als ich ihn hob und an mich hielt, stöhnte er: "Müde — müde — mein Gott!"

Der Bub war der junge Dienstknecht des Einödhofes, eine halbe Stunde hinter unserem Hause. Er sagte mir unter stoßweisem Schluchzen, wie sich alles zugetragen hatte. Der Windsturm hatte die Bretterwand unter dem Dachfirst des Hauses eingedrückt, und die Balken hatten den Knecht, der in der Bodenkammer schlief, fast zu Tode geschlagen. Darum hatte der Bauer den Dienstbuben hinab zum Pfarrer geschickt um das heilige Sterbesakrament. Der Bub war mit den Skiern abgefahren. Aber talauf mußte er mit dem Pfarrer zu Fuß gehen und die heilige Wegzehrung richtig zum Ziele geleiten. Und was dann weiter geschehen war, darüber brauchte er nicht mehr viel zu sagen: Der alte Pfarrer war der harten Mühe nicht mehr gewachsen, war zusammengebrochen. Der Bub aber wagte nicht, ihn zu verlassen, um Hilfe zu holen. So hatte er nur das Glöcklein geläutet und immer wieder den todmüden Priester gerüttelt, damit er nicht in Schlummer fiel.

Ich brachte den Ermatteten glücklich zum Hause meines Bauern. Der Pfarrer erholte sich wieder. Der Bauer spannte später ein Pferd vor den kleinen Schlitten, und so konnte auch dem Sterbenden noch die letzte Wegzehrung auf die Reise zu Gott mitgegeben werden. —

Das wäre soweit alles. Darüber kann ich ja nun nicht viel erzählen, welche Stunden ich durchlebte bei dem Gedanken, daß ich damals auch nicht auf das Glöcklein hätte hören können, und mich faul auf die andere Seite hätte legen können. Ich hätte es wohl kaum ertragen, daß ich etwa schuldig geworden wäre am ungetrösteten Sterben eines Verunglückten und gar am Tod des alten Pfarrers.

Das ist es also, warum ich, solange es mir im Leben vergönnt ist, jeden Tag im Advent zum Rorate gehe. . ."

Ich hatte nicht mehr auf den Weg geachtet. Als der alte Knecht die Erzählung beendet hatte, standen wir schon vor der Kirche. Da trat ich stumm und erschüttert ein in das Haus Gottes und erlebte tief im Herzen den Frieden des Advents. –

Es liegt nicht immer am Prediger

von C. Willeke

Viele Millionen Menschen stehen Sonntag für Sonntag unter den Kanzeln. Kein irdischer Vorteil lockt sie, kein Zwang treibt sie dorthin. Alle katholischen Gotteshäuser in Stadt und Land auf dem weiten Erdenkreis zeigen sonntäglich das gleiche Bild. Freiwillig kommen die Menschen, um teilzunehmen am heiligen Opfer und der Predigt zu lauschen. Welch eine gewaltige Gelegenheit für die Kirche, die als der auf Erden fortlebende Christus die Völker lehren und heiligen soll, ihren Auftrag zu erfüllen.

Seit fast 2000 Jahren wird sie nicht müde, Gottes Wort zu verkünden, das nicht vergeht, mögen auch der sichtbare Himmel und die Erde vergehen. Erst die Ewigkeit wird gänzlich offenbaren, welche Frucht sie dabei gezeigt hat, denn im Verborgenen vollzieht sich die geheimnisvolle Vermählung des Wortes Gottes mit der Seele. Äußerlich gesehen hat die Predigt des Evangeliums die kleine Jüngerschar Christi zu einer weltumspannenden Gemeinschaft von mehreren Hundertmillionen Gläubigen heranwachsen lassen. Wenn diese Gemeinschaft erfüllt wäre von dem Feuer, das Christus auf die Erde brachte und von dem er wollte, daß es brenne, welch eine Kraft zum Guten würde dann von ihr auf die noch zu zwei Drittel heidnische Menschheit ausströmen. Aber hier müssen wir uns anklagen, daß wir nicht tief genug glauben, nicht glühend genug lieben, nicht beispielhaft genug hoffen, und statt unserer Herzen setzen wir zuerst den Apparat in Bewegung, zahlen unsere Beiträge, gehören den Organisationen an, sind brav und willig und denken, damit unsere Christenpflicht erfüllt zu haben. Diese Haltung ist der Grund für "die Müdigkeit der Guten". von der Papst Pius XII. sprach.

Was sind wir für kalte Fische, z. B. gegenüber der Hingabe, mit der Kommunisten zu Boten und Werkzeugen ihrer furchtbaren Irrlehre werden! Wir besitzen die Wahrheit und rühmen uns, daß wir im wahren Christentum sind. Aber die göttliche Wahrheit ist wie tot in uns; sie durchdringt unser Leben nicht; wir verkünden und befolgen sie nicht. Wir haben nicht acht darauf, daß das Wort Gottes, das in uns nicht aufging wie der Same auf dem Acker, uns einmal zum Gericht werden wird; "denn Gottes Wort ist lebendig, wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert. Es dringt durch, bis es Seele und Geist, Mark und Bein voneinander scheidet. Es ist ein Richter über die Gedanken und Gesinnungen des Herzens. Kein Geschöpf bleibt vor ihm verborgen. Alles liegt bloß und offen vor den Augen dessen, dem wir Rechenschaft zu geben haben" (Hebräer 4, 11 ff.).

Um wieviel mehr steht der unter dem Gericht des Gotteswortes, dem es zur Verkündigung anvertraut ist. Es bedrängt ihn; er fühlt Scheu vor ihm, weil er weiß, wie wenig würdig und fähig er für diese Verkündigung ist. Und doch hilft es ihm nichts, er muß Gottes Wort weitergeben. "Gottes Wort! Das ist glühendes Eisen. Und da willst du, der du es lehrst, es mit Zangen anfassen aus Angst, du könntest dich verbrennen, und greifst nicht gleich mit beiden Händen danach? Daß ich nicht lache?" So läßt Bernanos in seinem "Tagebuch eines Landpfarrers" den Pfarrer von Torcy sprechen.

Der Prediger muß also zupakken, immer von neuem sich bemühen, daß er das Evangelium nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen, nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit seinem Leben verkünde. Wie manche edlen Metalle scheint auch die Wahrheit zu oxydieren, d. h. durch Einflüsse der Zeit und Atmosphäre mit einer Schicht sich zu bedecken, die ihr Leuchten stumpf macht. Aufgabe des Predigers ist es, die göttliche Wahrheit, der die Zeit müde geworden ist, so zu verkünden, daß ihr unsterbliches Licht vor den Zeitgenossen aufleuchtet und sie führt. Das ist nicht leicht; es erfordert tiefe Kenntnis der Frohbotschaft und zugleich des Zeitgeistes, um beide zusammenzubringen zu können. Es wird dem Prediger mehr oder weniger gut, nie aber vollkommen gelingen.

Aber soviel ist auch sicher; aus der unvollkommensten Predigt kann jeder noch soviel Nutzen ziehen, daß es genügt, ein Heiliger zu werden, wenn wir nur Ernst machten. Christus war der Lehrer schlechthin. "Einer ist euer Lehrer, ich nämlich", sagte er. Wie wußte er die göttlichen Lehren auch dem schlichtesten Menschen anschaulich zu machen; wie hat er den Vater gebeten, daß er durch seine Gnade es den Kleinen offenbare. Aber am Ende seines irdischen Wirkens hatten ihn Tausende verlassen, und nur die kleine Jüngerschar glaubte an ihn. Hier lag es offenbar nicht am Prediger, den man so gerne anklagt, um seine eigene Herzensträgheit zu entschuldigen. Hier lag es an den Zuhörern. Sie wollten nicht oder wollten nicht entschlossen genug. Der Same Gottes fiel auf keinen guten Grund. Herzenshärte, Weltgeist, Begierde und Gelüste verhinderten sein Wachstum, und der böse Feind hatte ein leichtes Spiel.

Und wir? Der Same Gottes ist derselbe wie vor 2000 Jahren, keimkräftig, voll ewigen Lebens. Ringen wir darum, daß unsere Seele mit der Gnade würdig ist, daß Gottes Wort darin bleibe, wachse und Frucht bringt? Die Mahnung des hl. Apostels Paulus an seine Christen gilt auch für uns: "Darum müssen wir um so mehr auf die Botschaft achten, die wir vernommen haben. . . Wie könnten wir der Strafe entrinnen, wenn wir solch eine Heilsbotschaft geringschätzten? Diese hat zuerst der Herr verkündet, und Ohrenzeugen haben sie uns treu vererbt. Zudem hat sie Gott durch Zeichen und Wunder, durch verschiedene Machterweise und Mitteilungen des Heiligen Geistes bekräftigt, ganz wie er es wollte" (Hebräer 2, 1-4). –

Unsere Liebe Frau im Forst

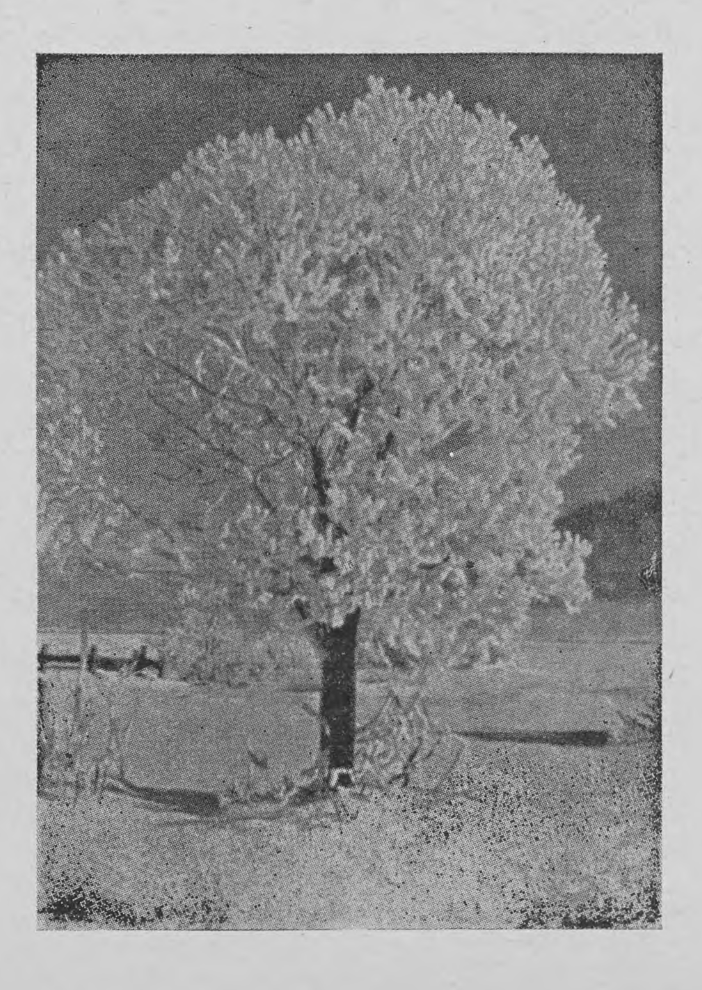
von Werner Bergengruen

Erkinger von Rodenstein, pfälzischer Amtman auf Otzberg, war ein harter und strenger Mann, feind aller Frauen, allen Kindern und allen Bauern. Um geringer Ursache willen strafte er hart, die ihm untergeben waren; er lachte selten, hatte auch mit seines gleichen wenig Umgang, brachte ganze Tage und Nächte auf der Jagd hin und hütete das Jagdrecht mit eifersüchtiger Härte. Wie er sich nie von Menschen etwas erbeten hatte, so erbat er sich auch nichts von Gott. Und doch hatte jeder Tag eine Stunde, zu der sein Herz sich öffnete: Das war, wenn der Morgenstern am blassen Gewölbe auffunkelnd vor seinem Fenster stand und er die Mutter des Herrn die mit ihrem Kinde tief im blauen Himmel sitzt und den goldenen Sonnenflachs spinnt, mit drei Ave Maria grüßte, ehe er zur Jagd auszog, und er hätte eher des Schlafes oder der Nahrung vergessen mögen als dieser Stunde und ihrer Übung. War aber die Stunde vorbei, und hatte er sein Schlafgemach verlassen, dann schloß auch sein Herz sich wieder zu, und er wußte nichts mehr von den sanften Freuden, die sich ihm verschwenderisch um die Worte des Gebetes geschlungen hatten.

Seiner Hasser waren nicht wenige, darunter aber gab es keinen ärgeren als Konrad Bock, dessen Anwesen unweit vom Hering am Waldrande lag. Es wußte ein jeder, daß Bock ein Wilderer war, und der Herr von Rodenstein wußte es auch. Wohl war dem geschickten Manne noch nie ein Wildfrevel nachzuweisen gewesen, aber auch das wußte ein jeder: Wie Bock das Wildern nicht lassen würde, so würde auch der Amtmann auf Otzberg es nicht lassen, ihm nachzustellen, bis er ihn doch einmal beträfe und ihn an Leib und Leben würde strafen können.

Eines Tages hatte Bock einen Keiler erlegt, der ihm auf seinem Acker viel Schaden getan hatte. Am nächsten Morgen kam der Herr von Rodenstein an seiner Hofseite vorbei und saß auch wie immer auf seinem morgenländischen Schimmelhengst, der allenthalben bewundert wurde. Nach seiner Gewohnheit ritt er allein, denn der Leute Gesichter waren ihm unleidlich, und lieber entbehrte er aller Bequemlichkeit, als daß er sie mit dem Ertragen von Gesellschaft erkauft hätte. Bock zog die Mütze, wie er es zu tun schuldig war, der Amtmann nickte spöttisch und sagte: "Schwein um Schwein! Mein Freund, du wirst von mir hören." Damit ritt er weiter.

Der Bauer sah ihm starr nach, bis er verschwunden war, und die Augen wollten ihm aus dem Kopfe treten vor Haß. Er fürchtete sich verraten, ohne daß er wußte, wie das hätte geschehen sein können. Verraten oder nicht, des Herren Argwohn schien zu einem bestimmten Verdacht geworden. Der Bauer erwog, wie die Spuren zu tilgen seien, denn er mußte befürchten, der Amtmann werde in seiner Küche und Vorratskammer nachsuchen lassen. Dann aber sagte er sich: "Komme ich dieses Mal davon, so bringts mich das nächste Mal ans Messer. Dies tägliche Hangen zwischen Leben und Tod ist nicht zu leiden, hier muß andere Abhilfe geschehen." Er ging in den Ort und erfuhr bald,



was zu erfahren ihm nötig schien: daß nämlich der Herr in Geschäften nach Dieburg und Umstadt verritten war und am letztgenannten Orte über Nacht bleiben werde. Bock kehrte heim, streichelte schweigend seine Frau und seinen halbjährigen Sohn, holte die Armbrust aus dem Versteck am Waldrande, barg sie unter dem Mantel und ging davon.

Im Walde zwischen Dieburg und Richen begann es bereits dämmerig zu werden, als der Herr von Rodenstein hindurchritt, so dunkle Schatten warfen die breitästigen Eichen. Seitab hörte er einen Laut wie das Abschnurren einer Armbrustsehne, er wollte um sich sehen, da spürte er einen Stoß gegen sein Herz und schrie auf: "Noch nicht, Maria!" Und er schrie es mit solcher Gewalt des Herzens und der Stimme, daß sein Schrei durch das Himmelstor hindurch fuhr und die Säulen des goldenen Thrones erzittern machte, darauf die Muttergottes ihren Sitz hat. Unter seinen Schenkeln weg fühlte er den weißen morgenländischen Hengst davonschießen, er selbst aber fiel durch dunklen Raum, tief und abertief, und alle Zeit war vorbei, bis ein heller Schein und eine weich streichelnde Kinderhand ihn weckten, daß er die Augen aufschlug, staunend wie ein Verwandelter.

Er gewahrte um sich einen Raum, dessen Wände waren himmelblau getüncht, und in der Ecke brannte ein Feuer, das warf funkelnde Scheine gegen die blaue Wand wie lauter goldene Morgensterne. Und mitten in der Stube saß eine Frau, die spann goldenen Flachs, und bei sich hatte sie einen Knaben, dessen Gesicht leuchtete wie ein Schneefeld im Sonnenschein, und er streckte dem Herrn von Rodenstein die Hände entgegen und lächelte ihn an, und es war, als seien alle Sterne vom Himmel gefallen, um dieses Kind lächeln und sein Gesicht glänzend zu machen. Da wurde dem Herrn von Rodenstein so leicht und glücklich zumute wie noch nie in seinem Leben, er griff nach den Händen des Kindes und begann mit ihm zu spielen und begann zu lachen, und es war ihm, als sei alle Zeit vergangen und alle Welt sei ein einziges Morgengemach, durch dessen Fenster der leuchtende Stern der Frühe hereinfunkelte.

Konrad Bock hatte den Amtmann stürzen und den ledigen Schimmel davonrennen sehen. Nun trat er hinter seiner Eiche hervor und fand den Getroffenen leblos. Ohne ihn anzurühren oder ihm etwas von Kleidung und Gewaffen zu nehmen, barg er seine Armbrust wieder im Mantel und ging davon.

Es war schon finster, als er von fern den Lichtschimmer seines Hauses erkannte, und über dem Birnbaum sah er funkelnd den Abendstern stehen, am Zaun aber gewahrte er etwas Weißes. Er ging näher, und das Herz gefror ihm in der Haut, als er den Schimmel des Amtmanns erkannte. Denn er konnte nicht anders glauben, als das Tier sei gekommen, seine Tat kund zu machen und ihn als seines Herrn Mörder vor Gericht zu laden. Mit wankenden Knien trat er hinzu, und nun nahm er wahr, daß der Hengst mit dem Trensenzügel an den Zaun gebunden stand, daß der Gurt gelockert war, das Vorderzeug gelöst und die Bügel an den Riemen hochgeschoben, nicht anders, als sei ein Reiter vom Pferde gestiegen und halte sich drinnen im Hause auf.

Die Zähne wollten ihm gegeneinander schlagen. "Der ledige Gaul ist heimgelaufen in seinen Stall. Es hat ihn einer von des Amtmanns Leuten bestiegen und ist zu mir geritten. Ich soll nicht davonkommen, sei es nun um den Keiler, sei es nun um den Herrn." Er wollte umkehren, dann aber dachte er, es möchte vielleicht der Reiter da drinnen seine Frau bedrängen.

Nun dingte dem Verzweifelten alles gleich, Er machte sich schußbereit und schlich lautlos dem Hause zu, um durchs Fenster zu spähen. Da ging die Tür auf, Bock ließ die Waffe fallen und klammerte sich mit beiden Händen an den Birnbaum, um nicht in die Knie zu brechen; denn im hellen Licht trat der Herr von Rodenstein aus der Tür.

Bock konnte jede seiner Mienen erkennen; er stand ganz im Hellen, denn mit ihm war die Frau aus dem Hause getreten und leuchtete ihm mit der Kienfackel. Er blieb stehen und atmete tief. Dabei lächelte er grüblerisch vor sich hin und wiegte den Kopf wie einer, der noch nicht recht erkannt hat, was ihm widerfahren ist, und es gern erkennen möchte, doch ohne Eile, denn er weiß ja daß das Geschehene das Rechte ist und ihm aus der Hand Gottes

WARTENDE MENSCHEN IM ADVENT

Wir alle wissen, was 'Warten" heißt — wenn wir es nicht im engsten Bereich unseres persönlichen Lebens gelernt hätten, dann aus dem uns allen aufgezwungenen größeren Geschehen — dem Warten auf Frieden, auf Heimkehr, auf Ende der Hungerszeit. . . Warten— warten müssen — das ist bitter und hart. — Ob wir das überhaupt ermessen können, was es bedeutet, auf den Erlöser warten zu müssen, auf den Anbruch des Reiches Gottes — preisgegeben zu sein den irdischen Strömungen, nichts zu wissen von der Frohbotschaft, vom Vatergott, vom wiedergeschenkten Paradies der Ewigkeit? — Versuchen wir, die große stille Zeit des Advents zu nützen. Nur wenn die Menschen die ihnen mit der Erlösung geschenkten Gnaden annehmen und mitwirken an ihrer eigenen Umgestaltung, kann das Wunder der Weihnacht sich erneuern, und inmitten des frostigen Winters aus in Egoismus erstarrten Herzen das zarte Reis erneuerten Christentums wachsen. Bereiten wir in den Tagen des Advents den Boden — wir sind nicht zu dumpfem ergebnislosem Warten verurteilt, der Herr wird uns mit seiner Kraft zu Hilfe kommen.

zukam. Dann gewahrte er Bock, trat auf ihn zu, nickte und bot ihm einen guten Abend.

Bock wollte sich auf die Knie werfen. "Gnädigster Herr . . ." stammelte er. Aber der Amtmann hatte sich umgewandt, winkte der Frau und meinte freundlich, so dunkel sei es ja nicht und sie möge nur wieder zu ihrem Kinde gehen. Danach kehrte er sich abermals dem Bauern zu und sagte: "Wir Menschen, Bock, wir leben in der Zeit, und alle unsere Welt steht in der Zeitlichkeit, anders soll es nicht sein." Er schüttelte den Kopf und fuhr dann fort, halblaut und geheimnisvoll: "Aber nun habe ich eine Weile außerhalb der Zeit gelebt! Kannst du das verstehen, Bock? Aber weil es doch außerhalb der Zeit war, darum läßt sich wohl nicht sagen, es sei eine Weile gewesen oder ein Augenblick oder eine Stunde oder sonst eine meßbare Spanne Zeit. Und weil die Zeit aufgehoben war, so waren auch alle anderen Abhängigkeiten und Ordnungen aufgehoben, und so hat das geschehen können, was mir geschehen ist."

Ein verstörter Mann, wankte Bock schweigend hinter dem Herrn her, um ihm das Zaunpförtchen zu öffnen und danach ihm den Bügel zu halten.

"Gute Nacht, Bock", sagte der Amtmann. Er sagte es freundlich, aber es war wie die Freundlichkeit eines Abwesenden, so als habe er vor, und dies spürte der Bauer, Konrad Bocks Angelegenheit mit Wohlwollen, ja, vielleicht gar auf eine gütige Art zu ordnen, nur möge er im Augenblick nicht auf sie eingehen, denn die Dinge, die ihn gegenwärtig beschäftigten, hatten ja eine unvergleichlich viel höhere Wichtigkeit.

Der Amtmann saß auf. Aber statt abzureiten, klopfte er dem Schimmel den schönen, schlanken, gerade zur Höhe gerichteten Hals. "Du weißt mehr als ich von dem Vorgefallenen", flüsterte er ihm zu. "Könntest du sprechen, von dir wäre alles zu erfahren. Aber weil Gott dir nun einmal die Sprache versagt hat, so denke ich, es ist wohl nicht in seiner Absicht, daß ich verstehe, wie dies alles zugegangen ist. Und was wäre denn auch gewonnen, wenn ich es verstünde?"

Danach winkte er dem Bauern und ritt davon.

"Wir haben einen sonderbaren Besuch gehabt", meinte die Frau kopfschüttelnd, als Bock zu ihr in die Stube trat.

Erkinger von Rodenstein fügte in der Folge, ohne daß jemand recht gewußt hätte weshalb, seinem Wappen einen Stern als Helmkleinod bei. Konrad Bock nahm er als Wildhüter in seinen Dienst und verbriefte ihm, daß sein Sohn dereinst die Stelle von ihm erben sollte. Im Walde zwischen Dieburg und Richen ließ er unter den alten Eichen eine Kapelle erbauen, die "Unserer Lieben Frau im Forst" genannt wurde. Und er versäumte es nie, einzutreten und sein Gebet zu verrichten, so oft er auf der Jagt in ihre Nähe geriet, und Bock tat desgleichen. Von dem Vergangenen war nur ein einziges Mal unter ihnen die Rede. Nämlich als die Kapelle geweiht worden war und sie sich danach auf den Heimweg machen wollten, da sagte der Herr von Rodenstein zu seinem Wildhüter: "Wir haben einander nach dem Leben gestanden, und es hat die Folge gehabt; daß die Zeit einmal ein wenig gelüpft worden ist und es ist ein Stückchen von der Ewigkeit vorgekommen wie der Morgenstern aus den Frühwolken."

In vielen Stücken hatte der Herr von Rodenstein ein neues Wesen angenommen; der Jagd indessen lag er noch ob wie zuvor. Allein es geschah nun bisweilen, daß er keinerlei Wildbret mit nach Hause brachte. Denn manchmal, wenn er im Walde Hirtenbuben oder beerensuchenden Bauernkindern begegnete, stieg er vom Pferde, half ihnen pflücken, beschenkte sie, sang allerhand einfältige Kinderverse mit ihnen oder nahm an ihren Spielen teil. Und endlich galt er dem ganzen Odenwälder Ritterschaftskanton als ein kindischer Sonderling, und wie er früher die Herren der Nachbarschaft gemieden hatte, so mieden sie nun ihn. –

Es ist ein Grundirrtum, den Frieden dem modernen Materialismus anzuvertrauen, der den Menschen in seiner Wurzel verdirbt uns sein persönliches wie geistiges Leben erstickt. . . Die augenblickliche Lage wird keine Wendung zum Besseren nehmen, wenn nicht alle Völker die gemeinsamen geistigen und sittlichen Ziele der Menschheit anerkennen. . . All dieses kann geschafft werden, ja, es muss vordringlich verwirklicht werden in Europa, durch die kontinentale Einigung seiner Völker. . . Warum noch zögern? Das Ziel ist klar, die Nöte der Völker liegen vor aller Augen. . . Für Europa gibt es keine Sicherheit ohne Wagnis. Wer unbedingt Sicherheit verlangt, beweist nicht den guten Willen zu Europa.

Gibt es Menschen auf anderen Sternen?

Nach einem Bericht der "Süddeutschen Zeitung", Nummer 257, vom 26, Oktober 1957, behauptete ein Dr. Heinrich Faust von der Forschungsabteilung des Deutschen Wetterdienstes in Frankfurt, der sowjetische Erdsatellit stelle nichts Einzigartiges dar, weil es im Weltall bereits künstliche Satelliten gebe, die von intelligenten Lebewesen auf anderen Planeten gebaut worden seien. Man könne ohne Bedenken annehmen, daß im ganzen Weltall eine Trillion(!) erdähnlicher Planeten von Lebewesen bewohnt seien; eine Billion Weltkörper beherberge gegenwärtig "intelligente Wesen". — Woher Dr. Faust solche kühne Behauptungen nimmt, ist aus dem Artikel nicht ersichtlich. Sehr skeptisch aber muß man über solche Art von Wissenschaft werden, wenn der Redner einige Sätze weiter in seinem Vortrag behauptete, daß man die Existenz von solchen intelligenten Wesen außerhalb der Erde nicht beweisen könne. Warum behauptet er dann überhaupt ihre Existenz? Wir glaubten bisher immer, eine echte Wissenschaft dürfe nur soviel behaupten, als sie beweisen kann.

Lesern hat dieser Artikel der Süddeutschen Zeitung einige Glaubensschwierigkeiten gemacht und sie haben sich mit der Frage beschäftigt, wie es denn dann mit der "Erlösung" solcher Menschen auf anderen Sternen stehe. Die Leser, die hier Zweifel bekamen, können geruhigt sein. Die katholischen Theologen haben an Universitäten auch solche Fragen schon ausführlich diskutiert. Kurz kann dazu folgendes gesagt werden:

Es ist bis heute von der Wissenschaft überhaupt nicht erwiesen, daß es Lebewesen auf anderen Planeten unseres Sonnensystems oder auf Sternen außerhalb unseres Sonnensystems gibt. Die sämtlichen Planeten einschließlich Mars haben keine erdänliche Atmosphäre und damit keine Vorbedingungen für Leben in unserem Sinn. Nehmen wir aber einmal ruhig an, es gebe lebende Wesen auf anderen Sternen, dann ergibt die Frage, ob diese Lebenwesen ähnlich wie der Mensch Verstand und freien Willen haben und ob sie ähnlich wie der Mensch den freien Willen zur Sünde mißbrauchen. Nehmen wir auch das Letztere an, so ergeben sich zwei Möglichkeiten: Entweder sind es erlösbare Wesen wie die Menschen oder unerlösbare wie die Engel.

Die sündigen Engel haben mit einem einzigen gegen Gott gerichteten Willensakt sich für alle Zukunft gegen ihren Schöpfer entschieden, konnten nicht erlöst werden und sind ewig verdammt. Ähnlich könnten die Verhältnisse auch bei Lebewesen auf anderen Sternen sein — immer unter der Voraussetzung, daß es solche überhaupt gibt. Wenn es aber keine erlösbare Wesen sind, dann konnte und kann Gott diese Erlösung auf irgendeine Weise vollziehen. Die Theologen nehmen an, daß diese Wesen von anderen Sternen dann auch in die Erlösung Christi einbezogen wären. Denn Christus ist durch seine Menschwerdung Haupt der ganzen Schöpfung geworden und konnte so seine Erlösungsgnade, die zunächst den Erdenmenschen galt, auch auf andere Wesen ausdehnen.

Unberührt von allen diesen Spekulationen bleibt die besondere Auszeichnung der Erde, auf der der Sohn Gottes selbst zur Erlösung der gefallenen Menschen erschienen ist. Warum Gott gerade den kleinen Planeten Erde so sehr ausgezeichnet hat, ist ein Geheimnis. Aber wir finden im Wirken Gottes sehr oft Beispiele, daß er das Kleine und Unscheinbare zu seinen Werken benützt. Man denke etwa an die winzigen Bazillen und Bakterien, die so ungeheure Wirkungen hervorbringen oder an die mit freiem Auge in keiner Weise sichtbaren Atome.

Über diese Fragen ist schon anläßlich der "Fliegenden Untertassen" allerhand Literatur erschienen, so eine Broschüre von P. P. Pauquet "Schöpfer Weltall, Untertassen" im *Verlag Bachem,* Köln. Wer sich näher interessiert, kann diese dort beziehen. — Für die Wissenchaft jedenfalls möchten wir den eindringlichen Rat geben, sie soll nicht mehr behaupten, als sie beweisen kann. Anscheinend hat der "Sputnik" selbst manchen Wissenschaftlern den Kopf etwas verwirrt. –

Dein Herz und die Erdsatelliten

Man weiß, daß die Geschwindigkeit, mit denen die Sputniks und Explorers um den Erdball sausen, zwischen 26 000 und 30 000 Kilometer pro Stunde beträgt. Um die Gesamtlänge der Adern des menschlichen Körpers (560 000 Kilometer) zu erreichen, müssen die Satelliten 18 Stunden um den Erdball fliegen. Dein Herz pumpt in einem Tag dein Blut auf 270 Millionen Kilometer. An einem einzigen Tag legt dein Blut eine so riesige Strecke zurück, die größer ist als die Strecke, welche die Erdsatelliten mit 26 000 bis 30 000 Kilometer pro Stunde in einem ganzen Jahre zurücklegen. Zwingen solche Gedanken nicht zur Höchstachtung gegenüber unserem Schöpfer? Dr. R. Weilbach

●

**Menschen gibt es, die künden das Gesetz der Liebe durch die Taten.
Sie messen nicht, sie wägen nicht.
Sie schlagen nur ihren Mantel zurück, und mit lächelndem Antlitz reichen sie die goldene Schale, und ihre Lippen flüstern bittend:
Nimm, Bruder, nimm. . . .**
Gertrud Maassen

Die Stunde des Elias

Erzählung von Hans Pille

In jenen Jahren, als die Gläubigen in Mexiko in harter Bedrängnis lebten, die Priester für die Ausübung ihres Amtes mit dem Tode bedroht wurden, waren Bestrebungen im Gang, den Präsidenten zu stürzen, und an seiner Stelle einen Mann zum Staatsoberhaupt zu machen, der sich "General" nennen ließ und in der Sierra Madre verborgen hielt. Die Zahl seiner Anhänger war gering, doch hieß es, daß sie ebenso fanatisch wie furchtlos seien.

Einer von ihnen, ein junger Mestize namens Elias Riva, war in einer katholischen Familie aufgewachsen. Später war er nach Puebla gegangen, wo er in einem Hotel gearbeitet hatte, danach war er Soldat geworden. Der Zufall hatte ihn mit jenen Aufrührern zusammengeführt, denen er sich — getrieben vom Begehren nach Macht wie auch von seiner Lust nach Aenteuern — angeschlossen hatte. Nachdem er sich als listig und schlau erwiesen hatte, war er zum Boten des Generals bestimmt worden, den er allerdings nie zu Gesicht bekam. Die Häscher stellten ihm nach, fingen ihn aber nicht, weil er verborgene Schlupfwinkel kannte. Immer trug er eine blaue Jacke, und deshalb wurde er "der Blaue" genannt.

Sein Glaube war ihm vor Jahr zu Jahr mehr abhanden gekommen. Und die Kirchen waren ja geschlossen, aus den Fenstern mancher halbzerstörter Gotteshäuser reckte Gestripp sein bleiches Blattwerk. Mit sophistischer Gedankenschläue folgerte er: Wenn Gott sich nicht gegen die Gewalt des Staates behauptet — was soll ich, Elias Riva, Korporal in Desertion und Rebel in Ausbildung, dann noch so vermessen sein, zu glauben?

Vorsicht und Schläue hatten ihn lange vor den Häschern bewahrt, doch wo gibt es keine Verräter? Und wo öffnet sich nicht ihr Mund, wenn ihm mit Peso-Scheinen die Lippen gekitzelt werden?

Als er eines Tages aus den Bergen herabstieg, sah er Pueble in der Sonne liegen. Er liebte die Stadt, das Gewirr der Dächer, die höckerigen Hallen der Glashütten und die Kathedrale mit ihren schweigenden Türmen. Als ich ein Knabe war, läuteten die Glocken noch, dachte er.

Er ging am Rand einer schmalen Schlucht entlang, in der ein reißendes Wasser lärmte. Als er an einer engen Stelle auf die andere Seite hinüberspringen wollte, stutzte er, denn er hörte den Schrei eines Vogels, der nur zur Nachtzeit seinen Schnabel öffnet. Im selben Augenblick wußte er, daß er in eine Falle geraten war. Er riß eine Kapsel aus der Tasche und schleuderte sie ins Wasser.

Dann standen die Soldaten da, zehn an der Zahl, und ihre Gewehre hatten dunkle, tückische Mündungen. Er hob die Hände hoch. Der Offizier befahl: "Fesseln!" Er war ein hagerer, schnauzbärtiger Mann, in seiner Hand lag die Pistole wie ein kleines, nervöses Tier. Abwarten! dachte Elias. Erst in der Nacht weiß man, ob man einen schlechten Tag gehabt hat.

"Blauer Halunke!" schimpfte der Offizier. "Wenn du nicht mit der Schnelligkeit des Blitzes ein toter Mann sein willst, bekennst du, was in der Botschaft stand!"

"Ich hätte es auch gern gewußt, aber — ich kann nicht lesen!"

Elias Riva wurde in der Präfektur verhört und ausgepreßt wie Leinsaat. Er log, wobei er feststellte, daß er in Wirklichkeit wenig wußte. Das sahen auch die Verhörenden ein. Voller Zorn stellten sie ihn unter Anklage, und binnen weniger Tage war er ein zum Tod verurteilter Mann. Sie brachten ihn in die Zelle zurück, wo sich die Angst sofort in seine einsamen Gedanken einschlich. Vom Sterben flüsterten sie, von den Kugeln aus den runden Mäulern der Gewehre und vom Sturz in die Finsternis. Und nachher? Weißt du, was nachher sein wird? raunten sie. Bist du sicher, daß es nicht Himmel und Hölle gibt?

Der Offizier fragte: "Wo ist dein General?" — "Welcher General?" fragte Elias erstaunt, als aber ein Gewehrkolben in seinen Rücken stieß, sagte er schnell: "Ich habe ihn nie gesehen! Keiner weiß, wie er aussieht."

Der Offizier schien es zu glauben. Plötzlich fragte er: "Was hast du ins Wasser geworfen? Du gestehst sofort, was es war! Weigerst du dich, Blauer, so wirst du — auf der Flucht erschossen!" Er grinste. "Wir bekommen ein Fäßchen Pulque dafür, sicherlich ein Fäßchen, was, Leute?" Sie nickten und lachten. Der Offizier hob die Pistole und sagte: "Bis zehn!" und fing an zu zählen. Bei "sechs" bekannte Elias: "Es war eine Botschaft!"

Der Anführer brüllte: "Hinunter in die Schlucht!" Das erwies sich jedoch als unmöglich, weil sie steil abfiel.

Ja, man tatte ihn gelehrt, daß es diese Orte des "Jenseits" gab, den einen zur Freude, den anderen zur Pein ohne Ende. Er gehörte zu den anderen! Die letzte Nacht war eine furchtbare Nacht.

Als der Morgen graute, führte man den "Blauen" zur Stadt hinaus. Die Soldaten sahen mürrisch aus, sie waren noch müde, und der Leutnant sympathisierte heimlich mit den Aufrührern, weil er bei der Beförderung übergangen und von seinen Vorgesetzten schlecht behandelt wurde. Die Sonne stand noch tief hinter der Kathedrale.

In dieser Stunde trat der greise Priester aus seiner Höhle. Er trug eine alte rote Jacke, seinen schwarzen Rock hatte man ihm, als er vertrieben wurde, ausgezogen. In der Unruhe des Alters glaubte er, vieles unterlassen zu haben, und er fürchtete, daß er ein müder, gleichgültiger Diener des Herrn

gewesen war. So wünschte er beharrlich, eine große, gute Tat zu tun, um zu büßen.

An diesem Morgen war er voller Erregung aufgewacht. In seinen Ohren glaubte er noch die Stimme zu hören: "Ich werde dir ein Zeichen geben!" Er stand freudig auf und ging zum Pfad hinüber, wo er einen Augenblick verharrte. Seine Augen suchten die Umrisse der Kathedrale zu erkennen. Im nächsten Augenblick traten sie aus der Biegung des Pfades: Sechs Uniformierte, ein Offizier und zwischen ihnen ein Gefesselter in blauer Jacke.

Sie werden ihn erschießen, dachte er. Plötzlich durchschauerte ihn die Erkenntnis, daß der Verurteilte in seiner Fessel das Zeichen für ihn trug . . . "Ein Tag ist der letzte Tag! Sei bereit!" sagte die Stimme in ihm. Angst wollte ihn fliehen lassen, aber jetzt hob der Gefesselte den Kopf, und Vater Alvila erkannte in den Augen die fahlen Schatten, die der Tod vorauswirft; da flüsterte er ein Stoßgebet, trat den Leuten entgegen und fragte: "Wohin geht es des Weges?"

"Was geht es dich an?" fragte der Leutnant, doch verharrte er.

"Es geht mein Leben im Jenseits an", antwortete der Alte, "denn ich bin ein Priester: Vater Alvila. Gott hat zu mir gesagt: Achte auf das Zeichen! Er da ist das Zeichen!"

Elias Riva zuckte zusammen. Er sah den Priester nun unentwegt an.

"Warum führt ihr ihn zur Erschießung? Ist er ein Katholik oder Räuber?"

"Das Gericht hat ihn verurteilt. Es sagt, er sei ein Aufrührer."

Vater Alvila sah ihn vorwurfsvoll an. "Wir alle sind Rebellen, heimlich oder offen, wir lehnen uns auf gegen Gott, und kein Gericht urteilt uns ab." Er trat zu Elias und sagte bestimmten Tones: "Ich sehe die Unschuld auf seiner Stirn." Zum Leutnant gewand, fuhr er fort: "Die Jugend ist immer unschuldig! Aber das Alter ist voller Schuld, sie häuft sich von Jahr zu Jahr . . . Der Junge darf nicht sterben! Eure Gewehre sollen auf mich zielen; achtzig Jahre liegen hinter mir. Wollt ihr

In düsterer Dezembernacht,
O übersel'ger Baum,
An deine grüne Herrlichkeit
Erinnerst du dich kaum:
Doch kann der Nord nicht hindern,
Ob er auch eisig weht,
Daß jeder deiner Zweige
Im Lenz in Knospen steht . . .

John Keats

---

das Blut eines jungen, unbedachten Menschen?"

"Dich erschießen?" murmelte der Leutnant. Er zögerte, denn sein Ärger, daß man ihn dazu bestimmt hatte, den Tod auszurufen, hatte sich in eine seltsame Unruhe verwandelt. Auf einmal zeigte sich eine Möglichkeit, den Blauen zu schonen, wenn er nicht seinen Vorgesetzten gehorchte, sondern dem alten Priester. Und das war das Merkwürdigste, halb Unerklärliche, das die Dinge entschied — der Priester hatte Macht mit seinen Augen, in denen eine sanfte Gewalt war, die überredete und verwandelte, Schuld in Unschuld wendete.

"Was soll ich tun?" fragte der Offizier seine Leute.

"Wenn wir unsere verschossenen Kugeln zu Buch melden können, ist es gleichgültig, wen sie getroffen haben", meinte ein anderer, und ein dritter schlug vor: "Laßt den Blauen schwören, Leutnant, daß er sich nie mehr mit den Rebellen einläßt."

Der Leutnant sagte erleichtert: "So soll es geschehen!"

Elias' Stimme bebte, als er den Schwur sprach. In halber Ohnmacht ließ er sich die Jacke ausziehen und die rote des Priesters in die Hand drücken, der ihr vorher ein kleine Kapsel entnommen hatte, jetzt Elias segnete, darauf niederkniete und sich selbst die Kommunion gab. Dann nickte er den Soldaten zu und sagte: "Laßt uns jetzt gehen!"

Elias blieb zurück wie ein Stein in abfließendem Wasser. Er hielt noch die Jacke in der Hand. Die Sonne tauchte hinter den Türmen der Kathedrale auf und streute Licht auf den Pfad. Das Licht wuchs unter den Füßen des Priesters. Als ihm einfiel, daß er dem Vater Alvila nicht gedankt hatte, wollte er ihm nacheilen, da hörte er die Salve. "Steh ihm bei!" flüsterte er.

Als er den Pfad verließ, kam er zur Höhle des Vaters Alvila. Er fand darin ein Lager aus Laub und Reisig und in einer Nische ein altes zerlesenes Buch. Als er es aufschlug, sah er, daß es die Bibel war. Seine Kenntnisse des Lesens hatten sehr nachgelassen, so mußte er Wort um Wort zusammensuchen. Die verschütteten Erinnerungen der Kinderzeit tauchten auf. Er sprach das Vater Unser und horchte, wie es klang. Dann grübelte er lange.

Des Nachts glaubte er zwischen Wachen und Träumen die Stimme eines Unsichtbaren zu hören, die sagte: "Ich sehe die Unschuld auf seiner Stirn . . ."

"Nein", murmelte er zerknirscht, "ich bin nicht unschuldig, nein!" Seine Taten erschienen ihm jetzt schlecht und verdorben. Er blickte mit den Augen des Vaters Alvila in die Welt. In der roten Jacke lebte der Priester weiter.

Zwei Tage und drei Nächte blieb er in der Höhle. Es war seltsam: Die Sache des "Generals" war so nebensächlich für ihn geworden, daß er sich wunderte, wie er sich ihr so ganz hatte verschreiben können. Er ging zur Schlucht, brach einen Zweig, formte ein Kreuz daraus und steckte es in den Boden. Als er die Gegend verließ, umging er Puebla. In stehenden Wassern sah er, daß er in den wenigen Tagen älter geworden war. Seine Augen blickten ernst und erwartungsvoll. Sein Leben war nicht ungefährlich, aber der blaue Riva war tot. Ein neuer zog durchs Land, ein Elias Riva in der roten Jacke des Priesters. Der Zufall, der manchmal von höherer Einsicht gelenkt wird, führte ihn in einen heimlich abgehaltenen Gottesdienst. Als er sich nach dem Segen dem Priester näherte, starrten die Frauen ihn voller Angst an, und die Männer umringten ihn drohend. Der Priester fragte ruhig: "Wer bist du, Fremder? Wie kommst du hierher?"

"Ich komme aus Puebla, vom Vater Alvila. Er ist tot."

"Oh! Ich kannte ihn, er war ein guter Priester."

Elias fuhr fort: "Ich suche Gott. Willst du mich unterrichten, Vater?"

Der Priester zögerte. Wenn dieser Fremde log? Wenn er ein Verräter war? Er sah ihm eindringlich in die Augen, und als jener offen seinen Blick erwiderte, sagte er: "Gut. Komm zu mir!"

Elias Riva, den der Priester wieder in die vergessenen Lehren einführte, wurde nach und nach ein anderer Mensch. Es war, als wohnten der roten Jacke geheimnisvolle Kräfte inne, die ihn unablässig beunruhigten. Je länger er sie trug, um so fester glaubte er daran, daß er auf wunderbare Weise auserwählt war, aus einem Saulus zu einem Paulus zu werden. Man nannte ihn jetzt "der Rote" oder "der rote Elias."

Die Häscher verfolgten ihn. Der "Blaue" war vergessen, ihn hatte man in der Schlucht bei Puebla füsiliert und anschließend verscharrt. Sie suchten nicht mehr den Umstürzler, sondern den Christen, der gegen das Gesetz verstieß, der die Regierung verspottete und gefährlicher war als ein Rebell.

Manchmal erneuerte Elias das Kreuz in der Schlucht. Er fühlte wohl die Schatten des Todes und hatte gegen die Angst zu kämpfen, auch gegen die Versuchung, das Wort Gottes in seinem Herzen festzuhalten und es nicht mehr unter die Leute zu rufen, um so sein Leben zu retten, jedoch von Vater Alvilas Grab kehrte er jedesmal gestärkt zurück. Dann gelobte er: "Ich will helfen, daß die Glocken wieder läuten!"

Tausend Pesos war der Judaslohn des Verräters. So fingen sie den "roten Elias", den Propheten, als er nach Puebla ging. Er wehrte sich nicht, er gebrauchte auch keine Ausrede wie damals als Rebell, sondern er gab alles zu: "Ja, ich predige! Ich glaube an Gott! Ja, ich will, daß die Kirchen wieder geöffnet werden!"

Das Gericht, das unerschrockene Leute wie ihn haßte, verurteilte ihn zum Tod. Er wurde im Morgengrauen einen Weg geführt, den er schon kannte. Der Erschießungstrupp war ein anderer als damals, und er selbst war ein Lebender, der — dem Gesetz nach — schon einmal gestorben war.

Als sie an eine Stelle kamen, wo man auf Puebla hinabsehen konnte, breitete der Verurteilte die Arme aus, dann kniete er plötzlich nieder und küßte den Boden. Aufstehend wandte er sich der Stadt zu und sagte verklärten Gesichts: "Jetzt klingen sie! Hört ihr, die Glocken läuten wieder!" Die Soldaten horchten bestürzt, da sie jedoch keinen Glokkenklang vernahmen, trieben sie Elias an. Sie fürchteten sich vor ihm, vor seinen Worten, vor seinem seltsamen Gesicht. Darum schossen sie ihn wenige Minuten später tot und legten ihn in seiner roten Jacke in die Erde neben dem Vater Alvila. –

---

10 Gebote für die Mitglieder der Kirchenchöre

Für die Weihnachtsproben zu beherzigen.

1. **Du sollst für Gott, deinen Herrn, singen und keinen Götzen noch eine Göttin im Sinne haben!**
2. **Du sollst ob deiner Stimme nicht eitel werden!**
3. **Du sollst am Sonntag regelmäßig zum "Asperges" da sein und auf der Empore nicht schwätzen noch Dummheiten treiben oder gar Zeitungen und dergleichen lesen!**
4. **Du sollst den Pfarrer und Dirigenten nicht ärgern, damit es allen wohl sei und ihr lange lebet miteinander!**
5. **Du sollst andere, die auch schön singen, nicht "töten" durch Eifersucht.**
6. **Du sollst einen unbescholtenen Lebenswandel führen.**
7. **Du sollst dem Dirigenten keine Zeit stehlen und die Proben nicht schwänzen!**
8. **Du sollst nie zu Uneinigkeiten Anlaß geben!**
9. **Du sollst nicht begehren nach weltlicher Musik in der Kirche und dich treu an die kirchlichen Vorschriften halten!**
10. **Du sollst nie singen bloß wegen des Nächsten Lob!**

ADVENT

Vier Kerzen auf grünem Kranze
leuchten zur heiligen Nacht,
in der, von Maria geboren,
das Licht der Welt erwacht.
Nun geht durch alle Tage
ein wundersames Geschehn,
und irgendwo bleibt am Wege
ein Mensch in Erwartung stehn.
Und tauchen die brennenden Lichter
tief in die heilige Nacht,
dann öffne weit deine Seele —
das Licht der Welt ist erwacht.

Ludwig Goltermann

Ein Opfer des Beichtstuhles

von Adolf Innerkofler

5. Fortsetzung

Die anderen sagten nichts; einige lächelten, nach und nach gingen alle weg; Pater Andreas blieb mit den beiden Bauern allein. Er unterhielt sich auch gern mit ihnen, denn schon merkte er mit echt priesterlichem Gemüt, daß hier bereits Seelsorgliches seiner harre; sie brauchten wahrhaftig Trost, denn ihre Lage war hart und schimpflich und ihre Sehnsucht nach Heim, Herd und Familie war groß. Er erkundigte sich nach den Ihrigen; er ließ sich erzählen; er erzählte ihnen selbst, brachte Trostesgedanken vor, ja zuletzt hob er mit seiner weichen Tenorstimme sogar zu singen an. Da kamen auch wieder andere Sträflinge herbei und horchten zu.

Da kam eben das Abendessen: eine steife Bohnensuppe für die Sträflinge und ein Stück Brot. Dem Pater Andreas übergab der Gefangenenwärter einen kleinen Korb.

"Schaut, schaut, was ich für einen guten Bruder habe!" sagte er und deckte den Deckel ab, "alle Tage schickt er mir das Essen!" Ein Lächeln huschte dabei plötzlich über sein Gesicht, es war ihm ein schelmischer Gedanke gekommen. Rasch stand er auf und ging auf den Verbrecher zu, der ihn vorhin hatte schlagen wollen und der nun stumpf und verbissen eben an seinem Brote kaute und mit dem Holzlöffel im Suppennapf herumrührte. Der Geistliche fuhr mit scherzhaft raschem Griff nach dessen Schüssel und nahm sie ihm weg: "Weeßte was, das gibste mir und deinen Pims (Brot) derzune, dafür issest du mal meenen Korb leere, wird dir ock gut tun!" Damit stellte er ihm das Körbchen mit Fleisch und seinem Brot hin.

"Da sieh ock! sieh ock!" sagten einige und stießen sich an. Pater Andreas löffelte rasch die Bohnensuppe aus; der Sträfling aber aß langsam und wortlos das Essen des Geistlichen; er sagte nichts, aber es schien fast, als kämpfte er mit einem leisen Würgen, — es war wohl Rührung .

Rasch kam das Dunkeln herein, war es doch schon Spätherbst und am nächsten Tage Allerheiligen. Sie mußten in den Schlafraum gehen auf die harten Pritschen. Auch Pater Andreas bekam dort seinen Platz angewiesen, mitten unter den übrigen. Er hatte sich schon hingelegt, denn zu lesen oder etwas zu arbeiten sah er nicht mehr. Unter den Gefangenen herrschte ein schrecklicher Lärm, manche stritten und zankten miteinander, einzelne begannen gotteslästerlich zu lästern und zu fluchen. Da setzte sich der Geistliche auf und die Hände faltend rief er mit heller, durch Predigt und Gesang geübter Stimme alle übertönend durch den Lärm: "Ach nee! Ach nee! Ich bitt' euch nich so! nich so! Nich streiten! Nich fluchen! Das ist ja schrecklich Sünde!"

Einige wollten frech lachen, andere das Fluchen wieder beginnen, doch polternd fuhr die rauhe Stimme eben jenes Sträflings dazwischen, der anfangs den Geistlichen hatte schlagen wollen: "Könnt ihr nit Ruh' gah'n? — Seht ihr nicht, daß der Pater schwache Ohren hat und Ohrenweh kriegt?"

Einige lachten ob des Witzes; einer aber fuhr auf: "I du! Ick glob's, daß dem Pfaffla hilfst, hast ja sein Aße gefrassa!" —

"Bist still? Oder ick komm dir!" sprang der wütend auf.

"Pst, pst!" bettelte Pater Andreas, "laßt och das Streita, wir sind alles arme Leute. Singen wir lieber was!" Und er begann ein allbekanntes, lustiges Volkslied, in das eine Menge Stimmen einfielen. — Als es zu Ende war, herrschte sichtlich eine befreitere Stimmung. Pater Andreas merkte es schon am Klang der Rede einzelner und am Klang des Lachens anderer.

"Könnt ihr nicht noch a Liedla?" fragte er und fing an:

"Glorwürd'ge Königin,
Himmlische Frau,
Milde Fürsprecherin,
Reinste Jungfrau,
Wende, o wende voll heiliger Ruh'
Deine barmherzigen Augen uns zu!
Wende, o wende voll heiliger Ruh'
Deine barmherzigen Augen uns zu!"

Und siehe, selbst da sangen einige mit und die anderen störten nicht. Der Geistliche freute sich kindlich; ja, er wagte mutig, noch einen Vorstoß: "Werdet ihr ock recht beese sein? Schaut, morgen ist Allerheiligen; könnten wir nicht miteinander ein paar Vaterunser beten für die armen Seelen im Fegfeuer?"

Er hub an und murmelnd beteten die Leute mit.

Als es zu Ende war, rief zwar einer: "Da siehste, kaum is ein Pfaff da, da werden wir alle Betbrüder!"

Doch Bauer Dittert rief ihm zu: "Hat es dir geschadt't. Besser ein Betbruder als ein Saufbruder und ein Dieb!"

Die anderen lachten und einer rief: "Siehste, Gustl, jetzt hast es!" —

Des anderen Morgens nach dem Aufstehen ging das Zanken und Schelten und Fluchen freilich wieder an. Pater Andreas versuchte es wie am Vortage, doch diesmal gab ihm ein rothaariger, besonders aufgeregter Mensch einen Rippenstoß, daß er strauchelte und zu Fall kam. Der dicke Bauer Vicker hob ihn auf; der sehnige Dittert wollte sich schon auf den roten Kerl stürzen, Pater Andreas erwischte ihn aber am Rock und hielt ihn fest. Den verdutzt dreinschauenden Sträflingen rief er zu: "Schlaget mich, stoßet mich, raufet mich, tut an mir, was euch beliebt; nur beleidigt mir den lieben Gott nicht so!"

Auch diese meist so rohen Gesellen lachten nicht. Und zu Mittag verteilte er wieder sein Essen und gab es diesmal gerade dem, der ihn am Morgen zu Boden gestoßen hatte; der nahm es auch an und blieb mäuschenstill.

Dieses Verteilen seines Essens tat der Geistliche alle Tage: heute gab er es diesem, morgen jenem; die Leute merkten ja seine Absicht, sie nahmen aber die Gabe doch gerne an, denn sie war als angenehme Abwechslung zu willkommen. Und trotz der Absicht war doch auch seine Herzensgüte zu unverkennbar: immer mehr gewann er daher auch diese rauhen Herzen. Immer mehr ließen sie ihm zuliebe die ärgsten Sträflingsroheiten, immer mehr das Lästern, Fluchen, Schelten und Streiten. Zutraulich klagte ihm mancher auch schon seine Ängsten und Leiden; andere fragten um Rat und Pater Andreas wußte, so einfältig und kindlich er war, doch stets ein offenes, kluges, heiter aufrichtendes Wort. Wenn er sang, fangen die meisten ganz willig mit und sie beteten mit ihm, wenn er vorbetete.

Bei einzelnen begann er geradeaus mit religiöser Belehrung und — er fand ein ganz willigs Gehör.

Als ihn nun nach etwa zehn Tagen sein Bruder fragen ließ, wie es ihm gehe, schickte er ihm die Nachricht: "Ganz ausgezeichnet. Ich erlebe wirklich große Freuden."

Und etwa drei Tage später hieß es: "Antreten! Festungskommandant Oberstleutnant D'O kommt zur Inspizierung!" — Da standen sie alle in Reih' und Glied, die Sträflinge: einfältige Bauern, die sich irgendwie gegen die Kriegsgesetze vergangen, zum größten Teile aber echte Galgengesichter, Diebe, Räuber, Mörder; mitten unter allen aber auch der kleine Geistliche im langen, schwarzen Talare. — D'O kam heran, von zwei Offizieren begleitet; er war ein kleiner, flinker Mann, mit glänzend schwarzem Haar und großen, kohlschwarzem Schnurrbart und zwei lebhaften, stechendschwarzen Augen; er war ein Italiener. Rasch musterte er alle, sprach mit dem einen oder anderen ein paar Worte und als er zu Pater Andreas kam, blieb er stehen. Die heitere Miene, der ruhige Blick des Gefangenen fiel ihm auf.

"Also Sie sind der Pater Andreas Faulhaber?" fragte er interessiert, "ich habe Sie noch gar nicht gekannt."

"Zu Befehl, Herr Kommandant", sagte lächelnd der Gefragte.

D'O wurde besonders freundlich; der Mann gefiel ihm, sein Geschick rührte ihn; teilnehmend fragte er: "Haben Sie nicht irgend einen Wunsch?"

"Ich weiß keinen", versetzte Pater Andreas rasch, doch nach wenig Augenblicken blitzte es in seinem Gesichte auf. "Ja, ich bitte um die Gnade, daß ich einen meiner Mitgefangenen, der mir eines verstockten Herzens zu sein scheint, ein wenig katechisieren dürfe."

"Recht so, Pater Andreas", erwiderte der Kommandant, "tun Sie dieses!"

Kindlich freute sich der Geistliche. D'O aber fühlte, indem er weiter ging, eine tiefe Rührung und Teilnahme und es war ihm, als müßte er etwas tun für den armen Kaplan.

Pater Andreas aber widmete sich nun voll Eifer der Seele jenes Mitgefangenen und es war nicht ohne Erfolg. Ja, bald kamen auch andere dazu und nahmen an den Katechesen teil. Und so hatte es sich wieder einmal schon binnen wenig Wochen gezeigt, welch weihevolle Atmosphäre ein braver, seeleneifriger Geistlicher um sich zu verbreiten weiß, mag er sein wo immer. Pater Andreas war selig in seinem Wirken. Eine ständige große Freude erfüllte ihn, sichtbar war der Segen Gottes mit ihm.

Er hatte auch hier eine Arbeitsstätte gefunden. Weit entfernt, die geringste Klage laut werden zu lassen, schien ihm dieser Aufenthalt eine erwünschte Gelegenheit darzubieten die Pflichten seines Berufes durch manches Werk der christlichen Barmherzigkeit an den Mitgefangenen zu üben. Er speiste sie abwechselnd von dem Essen, das ihm sein Bruder täglich schickte, und suchte ihr Geschick, sein eigenes vergessend, durch Teilnahme, Trost, Belehrung und Hilfe zu erleichtern. Er betete, sang mit ihnen gemeinschaftlich und in kurzer Zeit war der Kerker, den die Bewohner vor seiner Ankunft durch Flüche, Schmähungen und Gotteslästerungen zu einer Hölle gemacht hatten, in einen Tempel Gottes umgeschaffen. Dieses . . . verschaffte ihm eine Freude, die alle Leiden bei weitem überbot.

*

So hier oben auf der Festung unter den Sträflingen der arme Gefangene! — Ob drunten, in den Prunkgemächern des Gouvernements der vornehme, eiserne Gouverneur de la Motte- Fouqué auch so glücklich war? — Er war ganz Militär und lebte ganz in Siegessehnsucht für seinen König; die Ereignisse aber und die Nachrichten, die kamen, waren keineswegs glücklich; bis ins Innerste wühlten sie ihn auf.

Kühn war der Österreicher vorgedrungen, und zwar auf allen Seiten. Pater Andreas war erst drei Wochen auf der Festung, da lieferten sie — es geschah am 22. November — dem Herzog von Beveon, einem der Anführer Friedrichs II., eine heftige Schlacht, schlugen ihn, ja nahmen ihn gefangen; Breslau wurde eingenommen und bald darauf Schweidnitz und in ganz Schlesien eine österreichische Verwaltung eingeführt. Nun lockerte sich aber auch die Disziplin. Am 24. November kapitulierte Breslau, und nun nahm die Heeresflucht schreckliche Maße an. "Gewiß ist, daß von einer Besatzung, wel-

che nach niedrigster Schätzung 3390 Man betrug, die Zahl der Ausmarschierten den höchsten Angaben nach 479 Mann mit 120 Offizieren und 48 Fahnen betragen hat, während die österreichischen Berichte nur von 182 Mann wissen. Es spielten sich schmähliche Auftritte dabei ab.

Unter diesen Umständen war es in Glatz doppelt unruhig und gefährlich geworden. Es war auf drei Seiten vom Feinde umgeben und ständig von Habelschwerdt und vom Warthapasse aus bedroht. Fouqué mußte ständig auf der Hut sein, erstlich nicht auch den Ausweg gegen Dittersbach ganz zu verlieren und vom König ganz abgeschnitten zu werden und dann nicht durch plötzliche Überrumpelung auch Glatz selbst und damit sogar die eigene Freiheit zu verlieren. Der Franzose wehrte sich, schlau wie ein Fuchs und tapfer wie ein Löwe. Durch zahllose neue Ausfälle wußte er sich wenigstens einigermaßen Luft zu verschaffen. Doch immerhin war die Lage peinlich genug.

Wohl wie eine Erlösung mochte er es fühlen, da er den Befehl bekam, auszumarschieren und den Befehl über das Ziethensche Korps zu übernehmen. Er tat es am 15. Dezember und nahm einige Bataillone mit.

7. Rettungsversuche.

Wenige Tage später kam Pater Augustin zu seinem gefangenen Bruder auf die Festung. Kommandant D'O der Pater Andreas gewogen war, hatte es ihm erlaubt.

Beide weinten vor Freude, als sie sich wiedersahen.

"Hast aber du Falten und Furchen bekommen in deinem Gesichte!" staunte Pater Andreas, "ja grämst du dich denn gar so sehr um mich, lieber Gustl?"

"Und ob!" klagte der, "ich freue mich nur, daß du so gut aussiehst und dabei so fröhlich bist, als ob es dir weiß Gott wie gut ginge!"

"Es geht mir auch gut. Du, ich hab' dir mit meinen Kameraden eine Freude, daß ich es gar nicht sagen kann!"

"Ganz schön! Ganz recht! Ganz gut! Gott sei Dank!" sagte Pater Augustin, "da bin ich schon viel getröstet. — Aber weißt du, hieher gehörst du doch nicht Fouqué ist fort; Kommandant ist Herr D'O, der ist katholisch und dir gewogen, vielleicht geht es jetzt. Wir wollen nun alles versuchen, dich zu befreien!"

"Nein! nein! nein!" sagte Pater Andreas rasch und fast etwas aufgeregt, "das tust du nicht. Laß mich hier, die Leute brauchen mich! — Es ist ja schon ganz anders, aber wie oft fällt der eine oder andere wieder zurück!" und er lächelte wieder sein schalkhaftes, kindliches Lächeln, "weeßt, da hab' ich ein Mittel: ich stell' mich unter sie und sag': "Schlaget mich, stoßet mich, raufet mich, tut an mir, was euch beliebt, nur beleidigt mir den lieben Gott nicht so!" Und denk dir, die guten Bengel folgen! — Nein, versprich es mir, ich beschwör' dich, daß du nichts unternimmst zu meiner Befreiung!" —

Ja, willst du denn ewig hier bleiben?" fragte Pater Augustin gekränkt.

"Kränk' dich nicht, lieber Bruder! Sie werden mich schon auslassen, wenn es ihnen recht ist! Aber du tu mir ja nichts zu meiner Befreiung! Ich will es nicht!" —

Pater Augustin schwieg. Es war ihm durchaus nicht recht. Mußte er denn den Bruder zwingen, endlich wieder die Freiheit zu genießen und zu ersehnen? Entschlossen sprach er: "Aber eines kannst und mußt du mir tun. Du mußt mir einmal kurz den Hauptinhalt deiner Verhöre zusammenschreiben und das bald!"

"Wozu? — Du weißt es doch schon, nicht?"

"Nein. — Und ich möchte es genau und ganz verläßlich haben. Frag' mich nicht lang! Ich brauche es."

"Schau, schau, wie stramm!" lächelte Pater Andreas und erhob scherzhaft drohend den Zeigefinger, "aber, daß du mir keine Geschichten machst um Befreiung: erstens nützt es nichts, und zweitens ist es mir ganz recht so; ich habe meine große Freude und kann gerad' den Allerärmsten helfen. Der Herrgott ist mein Beschützer und meine Hilfe, überlassen wir alles ihm!"

"Also du schreibst mir den Bericht?" fragte ablenkend Pater Augustin.

"Ja. — Zum Weihnachtsgeschenk, Bruder!" lächelte Andreas schelmisch.

"Gut, abgetan! Nun reden wir von anderem!" und der Oberkaplan war unermüdlich, sich vom gefangenen Bruder recht viel über die Einrichtungen im Stockhaus und über die Sträflinge erzählen zu lassen. Sie verlebten eine selige Stunde innigster Bruderliebe miteinander.

Volle acht Tage vergingen, Pater Andreas schrieb nicht. Oberkaplan Augustin war wie gefoltert, schon längst hätte er den Bericht des Bruders gerne in Händen gehabt. Fand denn der wirklich nicht Zeit? Waren ihm die Zuchthäusler lieber als der eigene Bruder?

Endlich, — es war bereits der 23. Dezember angebrochen —, da brachte das Mädchen, das täglich den Eßkorb in die Festung trug, von Pater Andreas das ersehnte Schreiben mit. Zitternd vor Freude riß es der dickliche, doch infolge des Kummers um den Bruder schon recht nervös gewordene Oberkaplan auf; allsogleich wollter er es lesen und er hätte schelten mögen vor Ungeduld, daß er ob des weihnachtsnahen Frühdunkelns die Buchstaben nicht mehr sehen konnte und er erst eine Kerze anzünden mußte. —

Endlich! — Er setzte sich an den Tisch und entfaltete das Schreiben; ja, ja, das waren die lieben, krausen Züge des Bruders, mit den weitausschwingenden Schnörkelhaken bei manchen Buchstaben!

Er las:

"Das letzte Examen ist geschehen am Feste der heiligen Apostel Simonis und Judä Thaddäi gegen drei Uhr nachmittag, allwo ich freundlicher als vorhero empfangen worden, indem man mir einen Stuhl präsentiert, welchen ich annehmen mußte, um ihnen zu gehorsamen. —

(Vorhero war es die verschiedentlichen Male so): Die erste Frage ist gewesen (5. September?): "Aus besonderer Ordre Ihro Exzellenz des Herrn Generals

will er wissen, warum Sie hier sitzen?" Worauf ich geantwortet: "Wegen falscher Angebung, daß ich im Beichtstuhl gefragt worden und hätte geantwortet, nachdem ich den Beichtenden das Jurament zu halten anermahnet, daß es hart und schwer sei, doch nicht viel zu bedeuten habe."

Welche falsche Angabe in dem anderen Examen (6. September) der Angeber freiwillig widerlegt, diese Wahrheit aussagend: Ich bekenne vor denen Herren, daß dieser gegenwärtige Priester Pater Andreas Faulhaber nicht so gesagt habe, welches er gegen fünf Male wiederholt, auch mit einem Jurament bestätigen wollte. Auf diese wiederholten Reden erzürnten sich die Assessores gewaltig, wollten auch dieses Bekenntnis nicht aufnotieren; endlich mußte es der Herr Bürgermeister Josephi tun, welches sowohl mir als meinem Ankläger vorgelesen wurde; und als gedachter Herr Bürgermeister den Angeber mit folgenden Worten angeredet: Könnet Ihr diese Eure wiederholte Rede mit einem Jurament bestätigen, hat er geantwortet: Ja, ich kann es! womit sich das Examen geendigt und wir entlassen worden.

Nach ungefähr neun Tagen (15. September), Gott weiß es, auf wessen Anstiftung oder ob aus Furcht vor der angedrohten Strafe der Angeber es tat, sind mir die Worte wegen falscher Angebung augenblicklich und stracks widerlegt worden; im übrigen wollten sie mich für einen Überwiesenen, aber nicht für schuldig erkannt haben.

Endlich nach glücklich vollendetem letzten Examen (28. Oktober), weil ich nichts bekennen konnte und es bei uns Katholiken nicht brauch sei, nach auferlegter Buße und erklärtem Jurament viel zu reden und zu schwatzen, wurde mir gesagt: Ihre Exzellenz gebe mir die Erlaubnis, einen Advokaten meiner Religion anzunehmen, welchen ich wollte; auf welches ich geantwortet, daß ich einmal vor allemal meinen Gott als meinen Beschützer angenommen, welchen ich auch die Zeit meines Lebens nicht verlassen will, nach Zeugnis der Heiligen Schrift, meine Hoffnung nicht auf Menschen zu setzen; ich werde nicht von Gott verlassen werden, wenn ich auch, wie Joseph vor Zeiten, im Kerker verschlossen bleiben sollte. Sie schmeichelten mir und drangen alle dem Scheine nach ganz freundschaftlich in mich, ich sollte den angetragenen Advokaten annehmen. Ich versetzte: Ich traue auf meine gerechte Sache; ich habe keinen anderen Advokaten vonnöten; es ist mir genug, daß mein Ankläger mich für unschuldig ausgeredet hat und dies mit einem Eide bestätigen wollte. Im übrigen bleibe ich mit Gott vereint, und Ihre Exzellenz der Herr General wird gar wohl aus meinem Examen eine gerechte Sentenz zu fällen wissen. Sie antworteten: Dieser wird sich keine Zeit nehmen durchzusehen. Ich ersuchte sie, daß der Herr Kommandant (D'O) diese Mühe auf sich nehmen möchte. Auch dieser, wurde mir geantwortet, habe keine Zeit; es müßte durch einen Advokaten geschehen. Aus welchem ich erkannt, daß man nicht nach dem Wege der Rechten verfahre, weil weder Examen noch Sitzung bekannt waren.

Verbleibe

Pater Andreas Faulhaber,

Schloßprediger und Katechismusprediger der Gefangenen und Beichtvater, Verteidiger der Ehre Gottes, ein Zweck, ein Ziel aller zeitigen Schmach, des Hohnes und Spottes.

Den 23. Dezember abgeschickt."

*

Zwei-, dreimal las Pater Augustin das etwas kraus und eilig abgefaßte Schreiben seines Bruders durch. Tränen standen ihm in den Augen.

"Armer Andreas! Armer Andrest!" murmelte er vor sich hin, "wart', nun muß es doch endlich anders werden!"

Er hatte schon lange seinen Plan gefaßt. Noch einmal schlug er das vergilbte "Tagebuch der Glatzer Pfarrkirche" auf und las die Stelle, die ihm wie ein wegweisender Stern vor Wochen aufgefallen war:

"Im Jahre 1749 am 10. Juni, wurde der ausgezeichnete Pater Ulrici S.J., Sonntagsprediger und gebürtigt hier in Glatz, zu General Fouqué vorgeladen und dann in die Festung abgeführt. Endlich wurde er auf Bitten der Äbtissin von Brunn, seiner Stiefschwester mütterlicherseits, durch Eingreifen der Kaiserin Maria Theresia auf Befehl unseres durchlauchtigsten Königs Friedrich von Preußen daraus befreit am 4. August."

Ein freudiges Lächeln huschte über das sonst so versorgte Gesicht des Oberkaplans. Er suchte auch in den Chronikenbänden des Jesuitenkollegs, die in seinem Zimmer standen, und schlug auch dort die Stellen nach: wie Ulrici tapfer gepredigt hatte und auf einmal ob seiner Fronleichnamspredigt gefangen genommen worden war; wie ihn Fouqué unter großen Schmähungen auf die Jesuiten in die Festung bringen und von dort während zweier Monate neunmal mitten über den Markt hatte zum Verhör hatte führen lassen ,das über alle durch volle drei Jahre gehaltenen Predigten ausgedehnt worden war; man hatte ihn beschuldigt, die Evangelischen beleidigt zu haben, obschon er nachweisen konnte, daß er nur die katholischen Unterschiedslehren gepredigt hatte. Der Jesuitenprovinzial hatte sich an den König gewendet und dieser hatte persönlich dem Fouqué geschrieben; es half nichts. — Doch als Maria Theresia eingriff, da half es. Der König befahl einfach: den Pater freizulassen. Fouqué mußte gehorchen, ob er wollte oder nicht.

Mit froher Hast schrieb Pater Augustin fein säuberlich auf ein Papierblatt, auf dem schon die Oblaten lagen, die es zum Briefumschlag verkleben sollten:

"An den Wohlehrwürdigen, gnädigen Pater Rektor des Jesuitenkollegiums in Schweidnitz."

"Gott sei Dank, daß dies jetzt die Österreicher haben, da können die Jesuiten durch die österreichischen Generale leicht einen Weg finden," sagte er lachend vor sich hin, "so fügt es der Herrgott immer wieder gut. — Ja, ja, so muß es geh'n!"

Vorsorglich legte er den Brief des Pater Andreas zurecht. Der sollte mitgesendet werden als Kronzeuge. Zwar wußte er noch nicht recht, wen er mit dem Schreiben nach Schweidnitz senden sollte; aber, sagte er sich, das wird sich schon finden: irgend

jemand als Schäfer oder einfältiger Landmann verkleidet, ja, wenn es sein mußte, sogar einer der Kriegsspione war um Geld und gute Worte gewiß zu gewinnen; denn die Sache mit Pater Andreas tat allen leid, mochten sie noch so preußisch gesinnt sein; und ein solcher Bote hatte doch nichts anderes zu tun, als wenn er nach Schweidnitz gekommen war, an der Pforte des Jesuitenkollegs den Brief abzugeben.

Breit und ausführlich schilderte er nun dem Jesuitenrektor in einem Briefe die Lage seines Bruders, verwies auf die auch den Jesuiten genugsam bekannte Gesinnungsart Fouqués; erwies die Unschuld seines Bruders; zählte alle Versuche und alle Möglichkeiten der Rettung des Armen auf; verwies auf die Geschichte des Paters Ulrici und bat, man möge doch auch für Pater Andreas die Vermittlung der gutherzigen, echt katholisch-frommen Kaiserin Maria Theresia erwirken. Da Schweidnitz von den Österreicher besetzt sei, müsse es doch gehen, denn gewiß hätten die Jesuiten doch Zutritt zu dem einen oder anderen der höheren Offiziere.

Lange, lange schrieb er an diesem Briefe. Nicht so durchgebildet und gewandt wie Pater Andreas, tat er sich schwer bei Ausarbeitung schriftlicher Darlegungen, zudem war auch der Briefstil jener Jahre geschnörkelt, umständlich, schwerfällig. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als er endlich fertig war; schon lange hatte es Mitternacht geschlagen. Doch statt müde zu sein, fühlte sich Pater Augustin erst recht frisch. Nun kam ihm sogar selbst die Lust, das Majestätsgesuch an die Kaiserin zu schreiben, und er schrieb es. Was er dem Rektor geschrieben, wiederholte er auch hier, und zwar noch viel gewählter und untertäniger. Lebhaft und deutlich stand das Bild der mütterlichen Maria Theresia vor ihm; es war ihm, als redete er mit der Kaiserin selbst und als sähe sie ihn mit ihren klugen Augen sinnend and und sagte dann: "Gut, gut, wir wollen sehen, was sich tun läßt bei meinem Feinde, dem Fritz von Preußen." — Je mehr er dachte und sinnierte und arbeitete, desto freudiger und hoffnungsvoller wurde er; der erwachende Dezembermorgen schaute schon mit grauem Dämmer durch das große Fenster in das geräte- und bücherreiche Zimmer herein, als er endlih den letzten Federstrich tat. Sorgfältig faltete er nun Begleitbrief und Majestätsgesuch zusammen und legte dazu den Bericht seines Bruders Andreas und verschloß alles in den schon bereitliegenden Umschlag; dann verschloß er ihn mit den roten Oblaten und legte alles in die Schublade seines Schreibtisches, den er sorglich verschloß.

Nun war er fertig. Befriedigt schaute er ins gelbflackernde Licht der tief herabgebrannten Kerze. Sein Brüderchen hatte wohl keine Ahnung von der durchwachten Nacht, die er für ihn geopfert. Was würde er wohl sagen, wüßte er von dem kühnen Plane, den er eben unternommen? Deutlich hörte er sein lächelndes: "Ach nee, ach nee! Was doch in Gustls Koppe für Einfälle sin!" — Ach, wenn es nur glückte! Nein, es mußte helfen, es mußte glükken! Der Herrgott konnte es nicht anders wollen! — Eben drang der Ton der Morgen-Aveglocke in den grauen, gelbdurchleuchteten Dämmer des Zimmers herein. Der Oberkaplan nahm sein rundes Häubchen ab, faltete die Hände und betete heute besonders innig, es galt um Segen für sein Unterfangen. Und dann griff er zum Brevier; besonders innig gelangen heute auch dessen Gebete, auch sie hatten dasselbe Herzensziel.

Nicht lange und die Klänge der ersten Frühmeßglocke drangen herein; er erhob sich und wusch rasch Hände und Gesicht, und den faltenreichen Radmantel umwerfend und das Barett aufsetzend ging er durch die langen Gänge und die breite Klosterstiege hinab zur Kirche: auch die Messe sollte um gutes Gelingen seines Planes aufgeopfert werden, dann wollte er sofort darangehen einen Boten zu finden; vielleicht gelang es noch heute, vielleicht bald, einen zu gewinnen; morgen ist Christtag, am Weihnachtstage ruhen wohl die Feindseligkeiten, vielleicht konnte der Bote um so leichter in Schweidnitz einziehen, und dann — o Gott, wie wär es schön!

In diesen Gedanken kam er zum weitbogigen Haustor des Kollegiums. Da, als er ins Freie trat, ging ein Wachsoldate der Festung an ihm vorüber. Der blieb einen Augenblick stehen: "Sie sind der Herr Oberkaplan?"

"Ja, der bin ich."

"Da, da haben Sie was, nehmen Sie rasch!" Damit drückte er ihm heimlich von der Seite her und wie im Vorübergehen ein Papier in die Hand und — schon war er davon.

Pater Augustin wollte noch einmal rasch ins Zimmer, um zu sehen, was das Blatt berge — doch dazu war es wohl zu spät. So schnell er konnte, ging er in die Sakristei der Pfarrkirche, wo schon der lange Küster und zwei schlanke, rosiggesichtige Ministrantenbuben auf ihn warteten. Fast hätte er vergessen auf ihren Gruß zu erwidern. Er eilte gleich zu einer der Kerzen, die den weiten, düster gehaltenen Raum erleuchteten, und öffnete das Papier: Ja! ein Brieflein vom Bruder Andreas! Er las:

"Lieber Gustl! Recht in Eile und Heimlichkeit! Du hast meinen Bericht wohl erhalten? — Aber weißt Du, nun bin ich unruhig, denn ich kann mir nicht anders denken, als daß Du ihn brauchen willst, um an meiner Befreiung zu arbeiten.

Das ist recht schön. Doch weißt Du, ich will es nicht. Ich verbiete es Dir: denn Du mühst Dich bloß ab und nützen wird es doch nichts. — Ja, es kann selbst schlimme Folgen haben, und zwar auch für Dich.

Und dann: Du — ich bin hier sehr glücklich! Laß mich nur da, so lange Gott mich dahaben will; ich wünsche gar nicht heraus! Denn denke Dir meine Weihnachtsfreude, bis auf zwei habe ich alle Mitgefangenen dazu gebracht, daß sie heute zum Christfest beichten und morgen zur Kommunion gehen werden! Siehst Du, wie sie mich brauchen? Alle sind schon ganz anders geworden, darum laß mich hier, laß mich der Sträflingspfarrer bleiben!

Meine Sache wird schon einmal zu Ende gehen und gut zu Ende gehen. Warten wir nur! Eine bloß so vermittelte und erbettelte Befreiung wäre mir gar nicht recht; es hieße doch, ich sei bloß begnadigt oder mangels Beweisen freigelassen worden, und

viele glauben dann auch ferner an meine Schuld.

Gott kann es machen, daß mein Angeber, der Nentwich, endlich wieder die Wahrheit sagt und gesteht, daß er mich falsch beschuldigte. Dann, ja, dann läßt sich ganz mit Recht auf Befreiung dringen!

So aber, lieber Bruder, will ich es nicht. Hörst Du, ich will es nicht. Laß mich bei meinen Schäflein!

Guten Christtag wünscht Dir

Dein dankbarer Bruder

Stockhauspfarrer."

Also Andreas wollte nicht, er verbot es ihm nun auch schriftlich, was er früher schon mündlich getan hatte! Aufgeregt zerknüllte er das Papier und steckte es ein, hastig zog er sich zur Messe an. Während der Feier wurde er jedoch ruhiger, ja er begann allmählich den Frieden und den Seeleneifer seines Bruders zu begreifen; eine wehmutsvolle Ergebung in Gottes Willen kam über ihn.

Als er nach Messe und Danksagung in sein Zimmer trat, brannte bereits ein rotflackerndes Feuer im breiten Ofen; er nahm sein Schreiben aus der Schublade, riß es auf und warf es ins Feuer, nur den Bericht des Bruders behielt er zurück "auf alle Fälle". Auch den zerknütterten Zettel von heute früh warf er in die Ofenflammen nach. Lange stand er davor und schaute wehmütig sinnend in die Gluten. Die Frühstücksmilch, die ihm die Magd mit der Semmel auf den Tisch hingestellt hatte, berühte er gar nicht, ein zu schweres wehmütiges Bangen lag auf ihm.

*

Und doch sollte Pater Andreas recht behalten! Sein Harren täuschte ihn nicht. Auch Nentwich widerrief.

Am gleichen Tage, am Forabend von Weihnachten, geschah es. Fouqué hatte noch vor seinem Ausmarsch am 15. Dezember das Urteil über Nentwich gefällt, es lautete auf dreimaliges "Gassenlaufen", binnen acht Tagen zu vollstrecken. Der geschmeidige Italiener D'O war allen Grausamkeiten abhold, er hatte es hinausgeschoben bis zuletzt. Doch heute war der Termin um, es mußte geschehen. So standen denn in aller Frühe schon die Soldaten in zwei langen Reihen aufgestellt durch den geräumigen Festungshof hin. Jeder hatte eine lange Haselgerte in der Hand. Kommandant D'O hatte Leutnant Chambaud den Befehl übertragen, er selbst sah, hinter der Mauer eines Gangfensters versteckt, hochklopfenden Herzens dem Vorgang zu. Schrill tönte das kurze Kommandowort Chambauds, ein kurzes klatschendes Geräusch, das immer näher kam, mit ihm einige Bewegung unter den stramm stehenden Soldaten; in vollem Laufe kam durch sie her der Verurteilte und drunten, gerade vor dem Fenster, hinter dem O'D stand, brach er in die Knie, stöhnend, das Gesicht in fürchterlichem Schmerze verzerrt. D'O schauderte.

Mühsam raffte sich Nentwich, da zum zweitenmal Chambauds Kommando erscholl, auf, und lief durch die Reihe der kräftig zuhauenden Soldaten zurück. Diesmal dauerte es viel länger, ehe er den Weg wieder herüber finden konnte. Ja, Chambauds Kommandowort erscholl zweimal umsonst. D'O hörte deutlich, wie der schrie und beferte: "Wirst du gehorchen, Kanaille? — Ich ersteche dich wie einen Frosch! — Auf, vorwärts! Augenblicklich hinein in die Stöcke!"

Langsam, wimmernd kam Nentwich diesmal durch die Soldatengasse her; D'O sah, wie manche mitleidig leichter zuhieben, andere ließen ruhig ihrer Roheit auch jetzt noch freien Lauf. Endlich war Nentwich vorne her gekommen, er streckte die Arme in die Luft und stürzte unter krampfigen Zuckungen zusammen. Chambaud war indessen außerhalb der Soldatenkette rasch vorne her marschiert und befahl nun: "Abtreten! Vier Mann zur Hilfeleistung!"

Die Soldatenreihen lösten sich auf; die meisten warfen die Stöcke und Gerten auf einen Haufen zustammen und liefen aus der kalten nebligen Winterluft in die geschützten Kasematten der Festung; andere aber drängten sich neugierig in dichtem Kreise um den am Boden liegenden, sich vor Schmerz wälzenden Mann. Auch D'O fühlte sich gedrängt hinabzugehen und sich um Nentwich anzunehmen. Da löste sich eben ein Soldat von der umstehenden Gruppe los und kam laufend zum Eingang her und die Stiege herauf. Stramm salutierend meldete er: "Auf Befehl des Herrn Leutnants v. Chambaud: Deliquent Nentwich scheint im Sterben; er verlangt dringend Herrn Kommandanten zu sprechen!"

Sofort eilte D'O hinab. Die Soldaten traten auseinander und ließen ihn an den Daliegenden heran. Der spuckte Blut und wälzte sich wimmernd und stöhnend und in krampfigen Zuckungen hin und her. Als er den Kommandanten sah, leuchtete es wie in Freude in seinen schmerzdüsteren Augen auf; ruckweise und eilig sprach er: "Herr Kommandant, ich sterbe! — Ach! — Ach! — Was ich von Pater Andreas sagte, ist erlogen! erlogen! erlogen! — Ach! Aah, Aah! — Haben Sie gehört? Erlogen! Erlogen! Erlogen!"

"Gut, gut!" sagte D'O aufgeregt. "Man trage den Mann ins Marodenzimmer und hole den Feldscher!'

Der Stöhnende war ruhiger geworden. Rasch hoben ihn vier Soldaten auf und trugen ihn fort. Chambaud ging ihnen voran. Die anderen zerstreuten sich.

(Fortsetzung folgt)

Nein, du darfst nun nicht mehr schlafen, wo so viele eifernd kämpfen mit der ganzen Kraft in sich, wo sie ihren Willen zwingen, treu dem Ziel, den Pflichten zu. Siehst du nicht die Brüder, Schwestern, wie sie fest am Kampfplatz stehn? Wache auf und lern dich zwingen! Werde tapfer, werde treu!

Gertrud Maassen

• • •

Das Opfer liegt dicht neben der Freude. Gott will uns daran erinnern, daß wir noch nicht am Ziel unserer Glückseligkeit angelangt sind.

Rademacher

Bursen für Priesterstudenten

Advent ist die Zeit des großen Gebens. Gott Vater gibt Seinen Sohn zur Erlösung der Welt. Und der göttliche Emmanuel gibt Sich selbst, schenkt Sein Leben dahin, damit alle gerettet werden. Rettung haben wir alle empfangen, Rettung müssen wir weitertragen, in alle Welt. Wir tun es, durch Adventsgebet und Adventsopfer. Dem Herrn Priester zu erziehen, die verkünden werden die Botschaft des Erlösers, ist Ziel unserer Sammlungen.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	**$7,194,01**
Therese Pfefferle, Saskatoon, Sask.	**2.00**
Miss Anna Erbe, Fawcett, Alta.	**1.00**
	$7,197.01

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	**$895.50**
Mrs. F. Kosokowsky, Carmel, Sask.	**2.00**
Therese Pfefferle, Saskatoon, Sask.	**2.00**
Mrs. Ann Honigman, Regina, Sask.	**5.00**
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	**5.00**
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	**30.00**
	$934.50

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	**$2,046.87**
Mrs. Katherine Stein, Richmond, Sask.	**1.00**
Therese Pfefferle, Saskatoon, Sask.	**2.00**
Mrs. M. Rink, Regina, Sask.	**2.00**
	$2,051.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

St. Wynfrid Auslandbücherstube
BEUHL / RHEIN
Beethovenstraße 14
Germany

Francesco José Alcantara, **Wenn alles schief geht.** Roman. Aus dem Spanischen. Ca. 240 S. Leinen DM 12.40

Einer der begabtesten jungen Dichter Spaniens erzählt in seinem preisgekrönten Roman vom Leben eines kastilischen Dorfes, das durch den Tod einer wohlhabenden Gutsbesitzerin und den Streit um ihr Erbe in Verwirrung gerät. Eine zarte Liebesgeschichte durchzieht das allzu menschliche Geschehen, das vom Autor mit gütigem Humor aufgezeichnet ist.

Alfred Andersch, **Sansibar oder Der letzte Grund.** Roman. 212 Seiten. Leinen DM 12.80

Andersch, Jahrgang 1914, gestaltet n seinem Roman eine Episode aus dem Jahr 1938: ein junger Mensch muß vor der Partei fliehen. Wie verhalten sich dabei die Freunde? Wird er den Weg in die Freiheit finden? Dem Thema entsprechend sind Darstellung und Sprache modern, zupackend, hart, aber nicht ohne Hoffnung.

Peter Berglar-Schröer, **Rückkehr nach Reims.** 274 Seiten. Leinen DM 9.80

Der junge Schriftsteller deutet am Beispiel der Schicksale von acht Menschen, die der Zufall im Wartesaal des Bahnhofs von Reims zusammenführt, ein Stück Gegenwart. Jede dieser Gestalten versucht auf ihre Weise, das Leben zu bewältigen. Das Fazit dieses ehrlichen Buches liegt in der Erkenntnis, daß die Gnade Gottes über allem menschlichen Wollen steht und das letzte Wort behält.

Felix Braun, **Herbst des Reiches.** Roman der Agnes Altkirchner. 680 Seiten. Leinen DM 17.80

Dieser Roman um das Ende der Donaumonarchie — früher unter dem Titel "Agnes Altkirchner" erschienen — wurde von Ernst Alker noch über Stefan Zweigs "Ungeduld des Herzens" gestellt. Noch einmal erlebt der Leser in einem Zeitbild von meisterhafter Farbigkeit den Glanz des alten Österrech.

Walter Breedveld, **Der merkwürdige Herr Severijnen.** Roman. 248 Seiten. Leinen DM 11.80

Im Leben des Lehrers Severijnen geht es turbulent zu. Er ist von unbestechlicher Ehrlichkeit, hat aber oft seltsame Ansichten. Fast tragisch gestaltet sich sein Kampf um einen verwahrlosten Jungen, den er und seine Frau angenommen haben. Ein lebensnaher, warmherziger Roman mit einer guten Portion Humor.

Gilbert Cesbron, **Ihr werdet den Himmel offen sehen.** Roman. Aus dem Französischen. Ca. 360 Seiten. Leinen ca. DM 14.80

In seinem neuesten Roman gestaltet Cesbron wiederum brennende soziale und religiöse Probleme wie Arbeiterbewegung, Wundersucht, entchristlichte Masse und soziale Nivellierung. An Hand einer packenden Handlung erleben wir die Krise einer Dorfgemeinschaft, die durch den Bau einer Talsperre aus ihrer friedlichen Gemeinschaft herausgerissen wird, wobei sich die Menschen in ihren guten und schlechten Eigenschaften zeigen, wie sie sind.

Ursula Bruns, **13 alte Esel.** Ein heiter-ernster Roman. 325 Seiten. Leinen DM 6.85

Wirklich heiter-ernst, unterhaltsam und voll hübscher Einfälle ist dieses Buch der Autorin der beliebten Pferdebücher. Diesmal sind es jedoch Esel, die die Hauptrolle in ihrem neuen Buch übernommen haben. Die Verfasserin versteht es, Mitgefühl für diese armen Geschöpfe im Leser zu wecken.

Pearl S. Buck, **Über allem die Liebe.** Roman. Aus dem Amerikanischen. 320 Seiten. Leinen DM 12,80.

Der neue Roman von P. S. Buck spielt in der jüngsten Vergangenheit zwischen zwei Menschen, deren Treue durch die kommunistische Revolution in China auf die härteste Probe gestelle wird. Ein Buch, das die Botschaft der Liebe gegen Haß und Krieg zwischen den Völkern und Rassen verkündet.